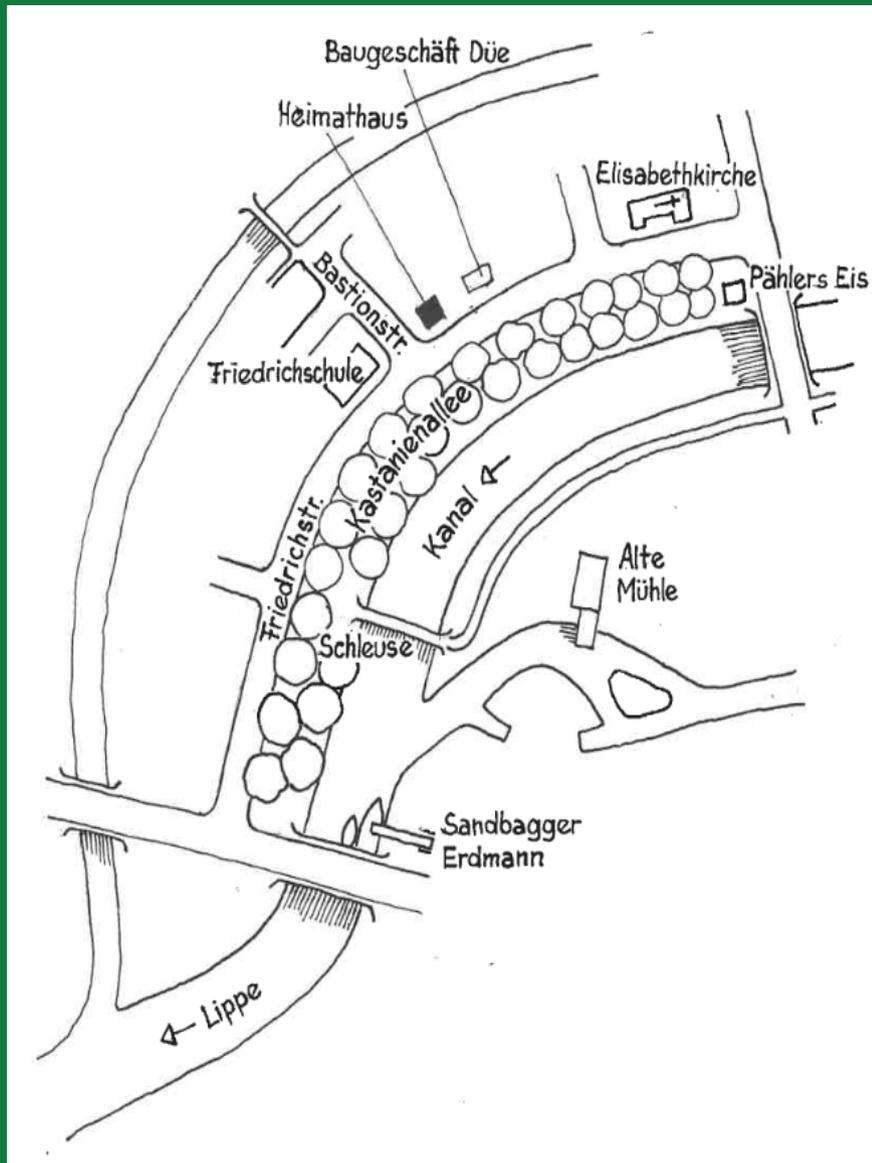


# Schlimme Zeit - Schöne Zeit in Lippstadt



Horst Kayling Schlimme Zeit - Schöne Zeit in Lippstadt

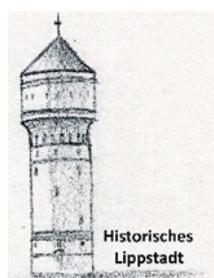
Horst Kayling

ISBN 978-3-949718-27-4

# **Schlimme Zeit – Schöne Zeit in Lippstadt**

**Horst Kayling**

Die Buchreihe wird gefördert durch die Stadt Lippstadt



**Band 28 (H. Kayling) ISBN: 978-3-949718-27-4**

Die Abbildungen in diesem Buch sind zugunsten des jeweiligen Inhabers dieser Rechte urheberrechtlich geschützt. Nachdruck und Übersetzung sind - auch auszugsweise - nicht gestattet. Nachdruck oder Reproduktion gleich welcher Art - ob Fotokopie, Mikrofilm, Datenerfassung, Datenträger oder online - nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors.

<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>Seite</b>
Vorwort	4
Immer jünger	5
Erste Liebe	8
Mäuschen	12
Der kleine Autor	14
Das Trio	16
Mias Weihnachtsbaum	17
Christkind hinter Gittern	19
Fastenzeit	21
Opas Kirschen	25
Pählers Eis	27
Aquarium	32
Unser täglich Brot	37
Opas Bureau	40
Rübenkraut	46
Waisenhaus	49
Klingelmännchen	52
Das Kläppchen	53
Meine Bibel	55
Vita	57

## Vorwort

Geboren am 25. November 1940 in Lippstadt, wuchs ich dort in der Friedrichstraße 15 auf, Haus meiner Großeltern, bis unsere Familie durch den Beruf meines Vaters nach Witten umzog. Ich war zwölf oder dreizehn.

Wir haben die Nachkriegszeit erlebt, ärmlich - aber doch für uns Kinder glücklich. Ich denke so gern an diese Zeit in Lippstadt zurück, dass ich nicht umhin kam, die Erlebnisse zu notieren.

Diese Geschichten haben aber kaum Leser gefunden bis auf wenige Ausnahmen. Helga Wissing, Verwandte „um fünf Ecken“ und freiberufliche Redakteurin, hat „Rübenkraut“ gern gelesen. Und die Töchter der Frau Greb, nach langer Suche im Internet gefunden, haben sich auch über diese Geschichte gefreut.

Aber weder die dort gängige Tageszeitung *Der Patriot* noch die *Kultur und Werbung Lippstadt GmbH* wollten sie drucken. Erst Dr. Walter Leimeier aus Dedinghausen fand sie eines Buches wert.

April 2022

Horst Kayling

## Immer jünger

In Westfalen wird jeder Großvater zum „Oppa“, auch wenn es in diesem Dialekt respektlos klingen sollte. Mein Opa war ein ganz Besonderer, überzeugt davon, als Baumeister in der Friedrichstraße 15 Mittelpunkt meiner Heimatstadt Lippstadts zu sein oder doch zumindest seines Gesangvereins Cäcilia. Er war groß und kräftig, mit glänzender Glatze und Schnäuzer. Er konnte kochendheiße Suppe löffeln, konnte zum Kummer der Oma in Stiefeln auf dem Sofa seinen Mittagsschlaf halten und konnte niesen, dass wir alle zusammenfahren und die Fensterscheiben klirrten. Konnte zum Unbehagen der Oma mit dem Fahrrad in gewagten Schlangenlinien die Friedrichstraße hinunterfahren und anschließend zu seiner Rechtfertigung sagen: „Mich sieht doch jeder!“

In einer Sache wurde er wirklich von allen bewundert. Opa rauchte Zigarillos, einige am Tag. Als ihn aber die sogenannte Schaufensterkrankheit ereilte, warf er die letzte Packung beim Nachbarn über den Zaun und rauchte nie mehr. Offensichtlich hatte ihn ein Arzt überzeugt.

Denn er hatte vor niemandem Respekt außer vor Geistlichen und Doktoren. Ansonsten wortkarg, betete er uns immer wieder Sprüche vor, die er von höherer Warte gehört hatte. „Verdauung gut – alles gut“, „Man kann seinen Darm erziehen“ und „Ich brauche nichts mehr zum Aufbau, sondern nur noch zum Erhalt des Körpers.“

So wie er für eigene süße Gelüste klammheimlich Pralinen kaufte und im Schreibtisch versteckte, erstand er auch klammheimlich im Laufe der Jahre zwei Armbanduhren, eine vergoldete und eine massiv goldene. Ich hatte als bastelfreudiges und technikbegeistertes Kind das Klangwerk seiner Standuhr wieder zum Laufen gebracht und war in der Schule besser als mein Bruder.

Deshalb bestimmte Opa, dass ich die echte erben sollte und der Bruder die vergoldete.

Er kam in Bedrängnis, als mein Bruder mit Promotion Arzt wurde, ich aber nur Ingenieur. Was tun? Er warf sein Vermächtnis um.

Treppenwitz der Geschichte, dass ich auch die weniger wertvolle Uhr nie bekommen habe und auch nicht weiß, wo sie geblieben ist.

Täglich nahm er „Immer jünger“-Knoblauch-Pillen, überzeugt, damit immer jünger zu werden oder doch zumindest nicht älter, auch überzeugt davon, dass ganz weit draußen im dunklen Sauerland in einem Dachstübchen ein fleißiger Apotheker mit Namen Paul Knufinke in unermüdlicher Kleinarbeit nach dem Geheimrezept eines Kräuterweibleins Knoblauchzwiebeln zerkleinerte, im Mörser stampfte und irgendwie, jedenfalls kunstfertig, zu Pillen formte.

Opa hatte kein Auto. Eine Fahrt, damals noch mit der Dampflok, ging ins Bergische Land. Noch eine Eigenart, dass es für ihn das Schlimmste gewesen wäre, zu spät zum Bahnhof zu kommen. Er machte sich frühzeitig reisefertig, marschierte mit Koffer und Rucksack und Oma an der Seite die Friedrichstraße hinunter zum Bahnhof und stand zum Missfallen der Oma schon eine Stunde oder noch länger vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig.

Was sah unser Opa bei einem Halt in Wuppertal-Barmen aus dem Abteilfenster? Eine große Fabrik mit langen Hallen und rauchenden Schloten, und erkannte anhand mannshoher Lettern über dem Gebäude, dass hier offensichtlich in großem Maßstab am laufenden Band seine „Immer jünger“-Knoblauchpillen gefertigt wurden.

Nie mehr nahm er diese Pillen.

Waren es die fehlenden Tabletten? Opa litt später an Glaukom. Im Krankenhaus wurde er überredet, „auf das dumme, kranke und nichtsnutzige Auge“ zu

verzichten und sich ein Glasaug anzu-schaffen. Er glaubte dem Doktor und nahm ein entstelltes Gesicht in Kauf.

Er erblindete schließlich ganz, kam in ein Altenheim und starb mit 89 Jahren. Ich war 34 und erfuhr zum ersten Mal aus den Berichten der Verwandtschaft, dass jemand den Tod herbeisehen konnte.

Ein für unseren Opa typischer Vorfall kam uns zu Ohren. Im Pflegeheim hatte sich jemand gefunden, der Opa aus seinem Zimmer regelmäßig abholte und bei Spaziergängen führte. Als sich aber der Hilfreiche einmal für einige Minuten verspätete, wurde er von Opa derart zurecht gestaut, dass die Spaziergänge beendet wurden - verständlich.

Ich denke gern an die Standuhr zurück, die im Wohnzimmer der Großeltern in der Friedrichstraße 15 stand und bei der ich das Klangwerk wieder zum Tönen gebracht hatte.

Diese Standuhr kam auch ins Pflegeheim. Als aber nach dem Tod Opas, am 21. 01. 1975, meine Eltern zum Pflegeheim fuhren, um die geliebte Standuhr für mich zu holen, war sie verschwunden. Vermutlich kamen die Eltern einige Tage zu spät.

## Erste Liebe

Meinem Heimathaus gegenüber erhob sich der mächtige Quader der Volksschule aus rotem Backstein, nur durch die Bastionstraße, die niedrige Schulhofmauer und den staubigen, dunkelsandigen Schulhof getrennt. Wir konnten von unserem Küchenfenster aus das Treiben auf dem Schulhof beobachten. Im Schatten der großen Platanen lag er meistens ruhig und wie leergefegt, aber sobald das brummende Blöken der Pausensirene verklungen war, wurde das Portal aufgestoßen, und eine lärmende Kinderschar sprudelte heraus und füllte im Nu den Pausenhof wie ein Platzregen eine trockene Pfütze. Die Lehrer wechselten sich bei der Aufsicht ab. Auffällig friedlich und ordentlich ging es zu auf dem Hof, wenn Konrektor Oberreuters aufrechte Gestalt zwischen den herumflitzenden Schülern einherschritt. Da gab es keine Remperei und erst recht keine Keilerei. Hörte man seine Trillerpfeife, und kam der Konrektor mit gemessenen Schritten näher, hob er den Kopf, die buschigen Augenbrauen, schließlich sogar den Zeigefinger, dann wurde auch der frechste Schüler ganz klein und wagte nicht, zu ihm aufzusehen.

In den Pausen sprang ich oft über die Schulmauer, lief über die Straße und in unser Haus zu Mutti und Oma. Ich war viel lieber daheim als auf dem Schulhof, weil ich besonders Oma mochte. Sie hantierte meistens mit Töpfen und Pfannen am Kohleherd, stets ein Lied summend, hörte mir geduldig zu und wusste auf alle meine Fragen eine liebe Antwort.

Als ich wieder einmal auf die Mauer zulief, um zur Oma auszubüchsen, hörte ich die Trillerpfeife hinter mir. Wie angewurzelt blieb ich stehen, Herz in der Hose, Herr Konrektor schritt auf mich zu, hob den Kopf, nahm mich am Ohr und fragte mit tiefer, lauter Stimme, was mir denn einfiel, in den Pausen das Schulgelände

zu verlassen. Ich erinnere mich, dass er mich dabei aber gar nicht so böse ansah wie befürchtet. Trotzdem war ich nie wieder in den Pausen zu Hause.

Auf der anderen Schulhof-Hälfte war eine solche Respektperson nicht nötig. Hier spielten die Mädchen sehr viel artiger als die Buben, hüpfen in die Kästchen, die sie in den Sand gezogen hatten, kicherten und lachten.

Am lautesten ging es aber zu bei der Schulspeisung, weil die Schüler fabelhafte Instrumente zum Lärmen in die Hände bekamen, einen Aluminiumnapf und einen Löffel, der im Takt mit hunderten anderer auf den Napfboden geklopft wurde, bis endlich jemand den Hahn am großen Bottich öffnete, um die Suppe oder das Mus in die Teller zu zapfen. Milchreis mochte ich besonders, die anderen Kinder aber nicht, es blieb immer so viel im Bottich übrig, dass ich mir einen Nachschlag holen konnte.

Am Freitag gab es Care-Pakete. Aber wenn die Muttis sie zu Hause in Empfang nahmen, war ein guter Teil der Zucker-, Trockenmilch- und Kakaoration von den Kindern schon auf dem Nachhauseweg vernascht worden.

War die Pause vorbei, mussten sich alle Klassen in Zweierreihen sternförmig vor dem Portal aufstellen. Erst wenn alle Schüler endlich mucksmäuschenstill waren, wurde das Portal aufgeschwenkt. Eine Klasse nach der anderen ging die Treppe hoch und verschwand in der Schule wie ein Wurm in seinem Loch.

Das Osterfest stand vor der Tür. Ich war vielleicht acht Jahre alt. Mein drei Jahre jüngerer Bruder besuchte den Kindergarten im Kellergeschoss der Schule.

Das traf sich gut, denn so konnte ich ihn in meinen Freistunden besuchen. Die Erzieherin duldet mich, weil ich ein sehr ruhiges - ja sogar schweigsames Kind war, das nur mit seinem Bruder spielen wollte.

Besonders reizte mich jedoch eine große Tafel an der Wand mit bunter Kreide. Ich konnte schon damals gut zeichnen, hätte aber nie gewagt, sie unaufgefordert zu bemalen, hätte nicht meine erste große Liebe mich dazu ermutigt.

Es war ein Kindergarten-Mädchen, schwarzhaarig und dunkeläugig. Ich musste es immer wieder ansehen. Wie niedlich es auf seinem Stühlchen sitzend in die Runde sah! Wie ruhig und anmutig es mit den bunten Klötzchen spielte! Wie putzig es seine Haarspange zurechtschob! Mein Bruder quengelte schon, ich konnte nicht mehr so viel mit ihm spielen, weil ich ständig zu diesem Mädchen hinübersah.

Nun darf man nicht annehmen, ich wäre irgendwann zu ihm gegangen, hätte „Guten Tag“ gesagt und „darf ich einmal mit dir spielen?“ Nein, mitnichten. Dafür war ich zu schüchtern. Ich traute mich nicht einmal in seine Nähe.

Wie sollte ich mich aber bemerkbar machen? Meine kleine Flamme hatte mich nicht einmal wahrgenommen. Was tun?

Es nahte das Osterfest, und ich hatte eine Idee. Ich fasste mir ein Herz, ging zur Tafel und zeichnete einen braunen Osterhasen mit langen Ohren und ein bisschen Gras drumherum.

„Ein Osterhase!“ rief ein Kind plötzlich. Und da sahen auch andere Kinder von ihrem Spiel auf und jubelten: „Der Osterhase ist da!“, „Ein schöner Osterhase“, „ - mit langen Ohren“, „ - und Stummelschwänzchen.“

Was machte aber mein Mädchen? Es stand stumm da, mit süß geöffnetem Mündchen.

Bald waren jedoch alle wieder in ihr Spiel vertieft und hatten meinen Osterhasen vergessen. Die Kindergartenstunde würde schnell zu Ende sein. Doch ich wollte unbedingt am nächsten Tag wiederkommen, um meine kleine Angebetete noch einmal zu sehen. Wie sollte ich es anstellen?

Als die Erzieherin uns nach Hause schickte, sagte ich zu ihr, das Nest und die bunten Eier würden doch noch fehlen, die würde ich gerne morgen zeichnen.

„Der große Künstler darf gern wiederkommen.“

So kam es, dass ich am nächsten Tag wieder vor der Tafel stand und mein Werk durch ein Nest mit vielen bunten Eiern vollendete. „Der Osterhase hat Eier gelegt!“ riefen die Kinder. „Ja, ja - über Nacht“, lachte die Erzieherin und strich mir übers Haar. Ich war stolz! Wo war aber meine Liebste? Heute stand sie nicht da, um mit offenem Mündchen über mein Osternest zu staunen. Traurig suchte ich vergeblich nach ihrem schwarzen Haarschopf. Vielleicht war sie mit ihren Eltern schon in die Osterferien gefahren.

Ich legte die Kreide in die Tafelrille und setzte mich still zu meinem Bruder. Aber ich könnte ja die Erzieherin fragen! Jawohl, ich nahm mir fest vor, allen meinen Mut zusammen zu nehmen, um vor dem Nachhauseweg nachzufragen. Fast hätte ich beim Spiel mit meinem Bruder wieder fröhlich in die Zukunft gesehen, als mir plötzlich klar wurde: es ging nicht. Er sah mit fragenden großen Augen die Tränen auf meinen Wangen. Wie und was sollte ich denn fragen? Nein, ich konnte niemanden fragen: Ich wusste doch nicht einmal ihren Namen.

## Mäuschen

Ich war als Kind ein Tagträumer wie er im Buche steht. Selbst eine Respektperson wie unseren Lehrer, Herrn Essmann in der Friedrichschule, mag ich manchmal zur Verzweiflung gebracht haben.

Mein Platz in der Klasse war in der Fensterreihe. Rief mich Herr Lehrer auf, erhob ich mich zwar artig aus der Bank, sah aber dann zum Fenster hinaus und konnte seine Frage nicht beantworten, weil ich mit meinen Gedanken ganz woanders war.

Das Prügeln war damals in den Schulen noch alltäglich. Ein Schüler in der vorderen Bankreihe hatte die Aufgabe, den über die Schulbank gebeugten Übeltäter am Kopf auf der Bank festzuhalten, damit Lehrer Essmann seine Hände frei hatte, um mit der Linken den Hosenboden strammzuziehen und mit der Rechten seine Gerte aufs Hinterteil zu peitschen.

Deshalb war aber Herr Lehrer bei uns nicht unbeliebt. Im Gegenteil, wir verehrten ihn heiß und innig und hätten ihn bis aufs Messer - oder besser gesagt bis auf unsere kleinen Fäuste verteidigt. Beim Prügeln den Kopf des Schülers zu umklammern gehörte zu den ehrenvollen Aufgaben, und alle beneideten den, der für den Herrn Lehrer daheim neue Stecken schneiden durfte. Schön dünn bitte! Die bleistiftdünnen spürten wir am peinlichsten durch den Hosenboden, waren aber auch am schnellsten zerschlissen.

Die Rabauken unter uns nahmen die fast tägliche Tortur gelassen, obwohl auch sie unter den Hieben jammerten und weinten und mit Tränen auf den Wangen in ihre Bank zurückgingen. Für mich aber, der noch nie auf diese Art bestraft worden war, war schon die Vorstellung die Hölle.

Aber eines Tages war auch ich dran. An der Tafel stand „Mäuschen“, aber ich, vom Lehrer mehrere Male aufgefordert, las immer wieder - wenn ich nicht

gerade aus dem Fenster sah – „Mä - u - schen“. Das war für Lehrer Essmann zu viel. „Komm her!“ Mit lähmendem Entsetzen erwachte ich aus meinem Tagtraum. „Komm her! Soll ich dich holen?“ Langsam ging ich nach vorn, mir kamen schon jetzt die Tränen. Ich beugte mich über die Bank. Mein Kopf wurde umklammert ...

Ich weiß noch, dass wir uns schon mal fest vornahmen, beim nächsten Mal nicht zu weinen, aber die Hiebe brannten derartig auf dem Hinterteil, dass auch dem Hartgesottensten das Wasser in die Augen schoss.

Weinend ging ich zu meinem Platz zurück, froh, es überstanden zu haben und noch am Leben zu sein, und ich weiß es nicht zu erklären: unter Schniefen und Schluchzen las ich richtig „Mäus – chen“.

## Der kleine Autor

Es muss zu der Zeit gewesen sein, als ich noch in Lippstadt zur Volksschule ging, also vor meinem 12. Lebensjahr, vor 1952. Ich durfte aus Papas Büchern den dritten Band der Wilhelm-Busch-Anthologie lesen mit „Max und Moritz“ am Anfang.

Im naiven Eifer, zur Freude meiner Eltern und anderer Hausbewohner etwas Schönes zu Papier zu bringen, zeichnete ich diese Bildergeschichte und schrieb die Verse ab. Ob ich dabei wirklich bis zum traurigen Ende der Bösewichte gekommen bin, weiß ich nach mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr. Mein Werk ist bei den Umzügen verloren gegangen.

Ich hatte es mit Nadel und Zwirn geheftet. Aber die Klammerheftung der Zeitschriften und Schulhefte erschien mir viel perfekter und professioneller. Also musste Papa das Werk in seinem Büro bei der Möbelfabrik Bartels in Langenberg mit zwei Drahtklammern versehen.

Mein Erstlingswerk ging durch viele Hände. Auf Anraten der Eltern zeigte ich es auch dem Lehrer Essmann, vermutlich mit dem Hintergedanken, dass es bei der Notenfindung nur nützlich sein könnte.

Der Anfang der Bildergeschichte fehlte aber. Das Vorwort, die ersten Verse ohne Zeichnung, waren mir zum Abschreiben zu mühsam. Nach mehr als 30 Zeilen beendete Wilhelm Busch das Loblied auf das Federvieh mit den Versen

Drittens nimmt man aber auch  
Ihre Federn zum Gebrauch  
In die Kissen und die Pfühle,  
Denn man liegt nicht gerne kühle.-

Also begann meine Abschrift mit dem Portrait der Witwe Bolte mit Kopftuch und Blümchenkleid und dem Vers

Seht, da ist die Witwe Bolte,  
Die das auch nicht gerne wollte.

Mancher Leser meines kleinen Buchs, der die ersten Verse nicht im Kopf hatte, wird sich gefragt haben, was denn nun die Witwe Bolte nicht gerne wollte.

Aber warum nur abkupfern? Warum nicht einmal ein eigenes Werk schaffen? Die Anregung dazu fand ich unter der Dachtraufe meines Heimathauses mit den Nestern einer Mehlschwalben-Kolonie. Denn was ich von naturkundigen Erwachsenen über Schwalben und dem Leben in ihren selbstgemauerten Nestern erfuhr, war unglaublich und geheimnisvoll. Wie können sie im Flug Insekten fangen? Wie können ihre Kleinen Platz finden im beengten Kugelnest? Sowas musste doch geklärt und festgehalten werden! Meine Spielkameraden, die Nachbarn, alle Welt sollte vom Naturwunder erfahren. Und so schrieb ich meine Geschichte über eine Schwalbenfamilie, wie Mutti und Papa aus Pfützenlehm und Speichel ihr Häuschen bauen, wie die Piepmätze auf die Eltern mit dem Futter warten, wie sie nächtens beschützt und gehudert werden, ihre ersten Flugversuche machen.

Einerseits war ich stolz, andererseits war mir peinlich, dass ein Mitschüler unserem Lehrer verriet „Kaki schreibt ein Buch!“ Das war mir doch zu stark übertrieben.

Auch dieses Werk ging verloren.

Es stehen aber noch die sieben Wilhelm-Busch-Bände als sorgfältig gehüteter Schatz in unserem Regal. Mein Vater hat sie mir überlassen.

## Das Trio

Zu meiner Zeit, um 1950, wurden wir in der Volksschule noch geprügelt. Oberkörper auf die vorderste Schulbank. Der dort Sitzende hatte die ehrenvolle Aufgabe, den Kopf festzuhalten, damit Lehrer Essmann ohne Gezappel oder gar Gegenwehr die Hose stramm ziehen und die Gerte aufs Hinterteil peitschen konnte. Mühsam für den armen Herrn Lehrer, er kam dabei mit hochrotem Kopf außer Puste. Auch das Zurechtschneiden der bleistiftdünnen Gerten war eine begehrte Aufgabe. Nicht auszuschließen, dass auch derjenige mal „über die Bank“ kam, der sie daheim sorgfältig geschnitzt hatte.

In der Adventszeit waren wir etwas fleißiger und braver. Weihnachtslieder standen auf dem Stundenplan. Es ging friedlicher zu, das Züchtigen ließ nach. „Lasst uns froh und munter sein“ passte wohl nicht zur martialischen Prügelei. Wir probten mehrstimmig. Nach einigen Tagen sonderte Herr Lehrer drei von fünfzig Schülern aus, die täglich als erstes bis zu den Weihnachtsferien vor die Klasse treten durften, um „Leise rieselt der Schnee“ dreistimmig zu singen. Ich war der Sänger der dritten Stimme. Ich kann sie heute noch, nach mehr als siebzig Jahren.

## Mias Weihnachtsbaum

Wir spielten am Ufer der Lippe, als mein Bruder Wolf die Böschung hinunter in den Fluss rutschte und dank seines dick gepolsterten Wintermantels – es war November – auf dem Wasser trieb.

Ich stand schreckensstarr und hilflos am Ufer, fünf Jahre alt, mein Bruder drei Jahre jünger, und schrie wie am Spieß: „Oma – Hilfe – Oma!“ Unser Heimathaus war nur einen Steinwurf entfernt, nur durch die Friedrichstraße und Kastanienallee vom Fluss getrennt. Unsere Eltern waren nicht daheim, Vater war Soldat in München, Mutter in der Strumpffabrik. Opa saß im Büro eines Baugeschäfts einige Häuser weiter.

Oma kam gerannt. In Eile hatte sie keine Schuhe anziehen können. Sie ließ am Ufer ihre Pantoffeln stehen und stieg wie sie war in Kittelschürze die Böschung hinunter ins Wasser. Wolf schwamm zum Glück immer noch auf dem Fluss, sein Mantel hatte sich noch nicht vollgesogen, Arme ausgebreitet und – soweit ich mich erinnere – selig lächelnd.

Oma hatte ich bisher nie schwimmen gesehen, wusste auch nicht, ob sie es kann. Sie war nie in der Badeanstalt, wie unser Freibad damals hieß, und auch nie in der Lippe. Wie wir sie kannten, war es für sie etwas unzüchtig, sich im Badeanzug oder gar im Bikini zu zeigen.

Jetzt aber stürzte sie sich ganz bekleidet, aber nur in Strümpfen, in den eiskalten Fluss, erreichte nach einigen Schwimmszügen meinen Bruder und zog ihn am Mantel zurück ans Ufer. Mit Wolf auf den Armen stieg sie das Ufer hoch und eilte in tropfnasser Kleidung zum Haus, ich mit ihren Pantoffeln im Schlepptau.

Wolf hatte sein Abenteuer gut überstanden, nur sein Rücken war etwas nass geworden. Oma nicht. In Sorge um den Kleinen hatte sie ihn zunächst trockengerieben, ins Bett gesteckt, und war vielleicht deshalb zu spät aus ihren

nassen Kleidern gekommen. Sie erkältete sich, schniefte und hustete zum Gotterbarmen, kam mit Lungenentzündung ins Krankenhaus, wo sie in der Adventszeit verstarb.

Ein trauriges Weihnachtsfest für uns, wenn auch mit unseren tröstenden Eltern. Meinem Bruder wurde erst später als Schulkind bewusst, dass er der verstorbenen Oma sein Leben verdankte. Er wollte es ihr zeigen, mit der Zeit mehr und mehr, je öfter wir darüber sprachen, wusste nur nicht wie. In der Nachkriegszeit konnte er ihr ohne Geld kein Grablicht, keinen Blumenschmuck und erst recht keine Dankesanzeige in unserer Zeitung „Der Patriot“ verschaffen. Aber er fand eine Lösung. In der Friedrichschule hatten die Schüler im Fach Naturkunde Samen aus Fichtenzapfen gesammelt, mit Gartenerde in Eierkartons gebettet und stolz beobachtet, wie nach einigen Tagen vorsichtigen Gießens winzige Fichten empor sprossen. „Oma bekommt einen Tannenbaum aufs Grab!“, beschloss Wolf. Soweit kam es aber nicht, der Vorgarten unseres Heimathauses war doch naheliegender und auch stets in unserem Blickfeld.

Dank sorgfältiger Pflege meines Bruders wuchs der Fichtenspross an, wurde Jahr für Jahr größer, bis er zu Weihnachtsbaum-Größe gediehen war. Aber er wurde nicht abgesägt, sondern jedes Mal vor Heiligabend zur Freude aller Passanten der Friedrichstraße von uns geschmückt. Manchmal gab es Schnee dazu, und wenn der Wind es zuließ, brannten Kerzen und schufen eine heimelige Stimmung in dunkler Winternacht.

Weil aber Oma Maria hieß und immer nur Mia gerufen wurde, war dieser Baum im Vorgarten für alle Nachbarn und zur Zufriedenheit meines Bruders nicht nur zur Weihnachtszeit „Mias Weihnachtsbaum“.

## Christkind hinter Gittern

Ich ging noch nicht zur Schule, und in diesem Alter ist unser Denken von Leichtgläubigkeit geprägt. Unerschütterlich war mein Glaube an den lieben Gott, an meinen Schutzengel und an das Christkind. Reine Vorfreude war für mich die Adventszeit, ich konnte kaum erwarten, bis das Christkind in weißem Gewand und mit einem Arm voller Geschenke sich herabließ, um am Heiligen Abend zu uns zu kommen. Vielleicht bekäme ich den kleinen Zirkuswagen mit den niedlichen faustgroßen Eisbären.

Aber Mutti und Oma wussten meine Vorfreude im Sinne ihrer Erziehung an eine Bedingung zu knüpfen. „Wenn du nicht brav bist, kommt das Christkind nicht.“ Das hieß, keine abenteuerlichen Erkundungen am Ufer der Lippe, keine Verfolgungsjagden beim ‚Räuber und Gendarm‘ durch die Gemüsegärten der Nachbarn, keine Feuerchen mit dem trockenen Laub der Kastanien. Was gab es noch an Verboten? Keine Nägel und Draht aus Opas Keller stibitzen, nicht an seiner Mignon-Schreibmaschine fummeln, ‚Klingelmännchen‘ bei der alten Nachbarin Frau Küstermeier, die dann aus dem Haus stürmte und mit hochgerecktem Besenstiel uns johlende Kinderschar verfolgte, und ohne Widerrede abends zu Pählers Bude laufen und für die Eltern eine ‚Red Rock‘ kaufen, eine Zigarette, die sie sich teilten.

„Woher weiß es das Christkind?“ Berechtigte Frage, denn bisher hatte es mich doch nicht beobachtet.

„Siehst du das Gitter?“ Oma deutete nach oben.

Die Außenwand der Küche hatte nicht nur ein handtuchgroßes Fenster, das eine Kontrolle des angrenzenden Gartens und der Bastionstraße daneben erlaubte, sondern auch knapp unter der Decke ein quadratisches Lüftungsgitter.

„Dahinter sieht dich das Christkind und passt auf, ob du artig bist.“

Das Christkind in dem engen Schacht? So war es! Als göttliches Wesen ist ihm alles möglich, und ich linste oft zum Gitter hinauf. Hat es gesehen, wie ich Margarine in Rinnen den Püree-Berg hinabfließen ließ? Mit dem Essen spielt man nicht! Wie ich die Karamellen von den britischen Soldaten allein lutschte? Du sollst mit anderen Kindern teilen!

Ich zweifelte und fürchtete um meine Eisbären.

Heiligabend in Opas ungeheiztem Büro. Woanders war kein Platz. In meinem Heimathaus mit sechs Zimmern drängten sich kurz nach Kriegsende ein Dutzend Personen.

Aber nach dem Glockenzeichen des Christkinds fand ich den Zirkuswagen unterm Weihnachtsbaum. Den Eisbären war die Kälte recht. Ich öffnete das Gitter, ließ sie aus dem Waggon springen, und sie tobten und tollten durcheinander, und einer biss mir übermütig in den Finger.

Oder ist da wieder mal die Phantasie mit mir durchgegangen?

## Fastenzeit

Das Helau und Trara der Erwachsenen zum Karneval haben wir Kinder nie verstanden. Umso mehr begriffen wir die darauf folgende Fastenzeit als Tage eifrigster Beschränkung aller leiblichen Genüsse, mussten wir doch Buße tun für unser langes Sündenregister. So glaubte ich zumindest in meinem religiösen Eifer. Heute kann ich mich kaum einer schlimmen Verfehlung erinnern, es waren lässliche Sünden. Mit meinem jüngeren Bruder hatte ich selten Streit. Und vom Fenster-Einschlagen, Feuerchen-Machen und Doktorspielen war ich weit entfernt. „Ihr müsst den Eltern Freude machen!“ wurden wir stets von unseren zwei betagten Tanten Lisbeth und Lene ermahnt, sooft wir sie besuchten, ehemalige Lehrerinnen, sehr fromm und immer schwarz gekleidet. Ich war ein braves Kind.

Aber dem Opa klaute ich schon mal Nägel und Draht aus dem Keller, wenn er vergessen hatte, ihn abzuschließen oder ich herausbekam, wo der Schlüssel hing. Einen Steinwurf von meinem Heimathaus lag ein ruhiger Seitenarm der Lippe, und es war ein besonderes Abenteuer, kleine Schiffe aufs Wasser zu setzen, aus Abfallbrettern gebastelt, die zu meiner Freude und Befriedigung nicht nur ordentlich schwammen, sondern sogar das andere Ufer erreichten. Dazu brauchten sie Segel. Was macht ein Segler ohne Segel? Mutti gab mir zu diesem Zweck einen alten Putzlappen. Mein Kleiner wird damit zufrieden sein. Als ob dieses Stück eines zerschlissenen Wintermantels vom Wind hätte gebläht werden können! Nein, da wusste ich von der Seefahrt doch schon mehr. Wie es meine Art war, ließ ich mir nichts anmerken, holte heimlich Taschentücher aus der Kommode und schnitt sie zu Segeln zurecht.

„Mit dem Essen spielt man nicht!“ belehrte uns die Großmutter, „es ist Gottes Gabe!“ Und ich rührte doch so gern mit dem Messer auf der Brotscheibe Butter und Zuckerrübensirup zu effektvollen, malerischen Schlieren zusammen.

Weiter im Sündenregister.

Als wir einmal zu mehreren bei einem Nachbarkind, das reich an Spielzeug war, auf dem Fußboden spielten, war ich von einem kleinen Glöckchen aus Messingblech so fasziniert, dass ich nicht widerstehen konnte und es in meiner Hosentasche verschwinden ließ. Eine Sünde gegen das siebte Gebot, etwas Schwarzes auf meiner Seele. Aber der Diebstahl fiel nicht auf. Nach einigen Tagen heimlichen Glöckchen-Bimmelns unter der Bettdecke, in meinen Verstecken im Garten und am Flussufer verlor es seinen Reiz. Ob ich es aber zurückgegeben habe, weiß ich nicht.

Lässliche Sünden? Um sicher zu sein, gab es so etwas wie ein Gottesurteil, in kindlicher Phantasie erdacht. Im Flur stand in einer Nische ein schwarz lackierter Gipslöwe mit grimmig geöffnetem Maul, in das ich nach zweifelhaftem Tun den Finger hineinsteckte. Auf Gottes Geheiß sollte der Löwe zur Strafe zubeißen. Er tat es aber nicht, ein Zeichen für mich, dass ich ohne Todsünde war und mir das Himmelstor noch offen stand. Trotzdem ging ich die Fastenzeit mit einem Ernst an, zu der wohl nur ein Kind fähig ist. „Ach, Herr Jesus, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm!“ Begeistert verfolgte ich den Religionsunterricht und verschlang die Bibel, eine Ausgabe für die Volksschule mit vielen Zeichnungen, kaum dass ich sie zum neuen Schuljahr bekommen hatte. Was lasen wir nicht alles über das kluge Jesuskind, über Wunder, weise Lehren, den Zorn des allmächtigen Gottes über die sündhafte Welt. Zweifelsohne hörte er meine Gebete, hörte jedes Wort. „Lieber Gott, mach Mutti und Papa reich wie ein König, vielleicht auch Oma und Opa, und wenn noch was übrigbleibt, auch den Herrn Lehrer.“ In naiver Frömmigkeit wäre ich am liebsten täglich und zu

nachtschlafener Zeit zur Elisabethkirche gelaufen, um meinem lieben Gott, der so allmächtig war und alles, wirklich alles konnte, und dem leidenden Jesus, der alle braven Kinder liebte und die weniger braven in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch, möglichst oft nahe zu sein. „O Haupt voll Blut und Wunden“ sangen wir ohne Orgelbegleitung, dafür mit umso mehr Hingabe. Es hätte mich nicht gewundert, wäre Gottvater mir mit Blitz, Donner und Weihrauchwolken persönlich erschienen.

Wie gern wäre ich in der Fastenzeit in Sackleinen gegangen mit einem Strick um den Leib, barfuß, ein kleiner Heiliger. Meine Mutter redete es mir aus. Stattdessen musste ich sonntags kratzende Kniestrümpfe anziehen und den steifen Bleyle-Anzug, wodurch ich doch als Fast-Heiliger kaum zu erkennen war.

Mutti bremste mich auch in meinem Eifer, jeden hart verdienten Groschen für die Diaspora, die armen Heidenkinder, die Missionare in Afrika zu opfern. Ich wollte doch die mit einem bittenden und traurig dreinblickenden Jesuskindlein bedruckte Sammeltüte möglichst gut gefüllt dem Herrn Pfarrer zurückgeben. Als ich keine Tüte mehr hatte, bastelte ich eine Sparbüchse aus Pappe und sammelte die Groschen heimlich in der Nachbarschaft, bei Onkeln und Tanten.

Wie freute ich mich auf den Moment der Ostermesse, wenn nach dem eifrigen Bimmeln der Messdiener die Orgel aus allen Registern die weihrauchduftende Luft beben ließ und jeder inbrünstig schmetterte: „Das Grab ist leer, der Held erwacht ...“

Süßigkeiten waren in der Nachkriegszeit selten. Trotzdem verzichtete ich in der Fastenzeit und hortete die kleinen Geschenke eifrig in einer Porzellanterrine auf dem Dachboden. Niemand sonst wusste davon.

Die Terrine war dank meiner Sammelleidenschaft fast voll mit Karamellen und Schokoladenstückchen. Als ich die Straße zur Kirche hoch ging, sah ich unseren Dechant in einem Auto am Straßenrand auf dem Beifahrersitz, und - ich traute

meinen Augen nicht – er rauchte eine große Zigarre. In mir stürzte eine Welt zusammen wie ein Kartenhaus. Hatte nicht gerade er mit gewaltiger Stimme von der Kanzel Verzicht gepredigt? Wie passte das zusammen? Und dann noch eine Zigarre! Wo doch Mutti und Papa sich abends mit einer geteilten Zigarette begnügten. Warum hatte ich meine Groschen geopfert? Mein kindlicher Glaube war erschüttert.

Enttäuscht ging ich nach Hause und stieg wie im Traum auf den Dachboden. Dieses heimliche Halbdunkel zwischen alten Möbeln, verstaubten Kartons und rostigen Gerätschaften, die im schwachen Licht einer Dachluke kaum auszumachen waren, war der rechte Ort, meinem Kummer nachzugeben. Ich sah in der Terrine alle mit eiserner Strenge für das Osterfest aufgesparten Leckereien, glänzend bunt eingewickelt, verführerisch. Wie ich unter Tränen, die das teuflisch bunte Glitzern verschwimmen ließen, nach dem ersten Schokoladenstück tastete, es auswickelte und langsam, immer noch im Zweifel, ob dies nun Sünde war, in den Mund schob und die tröstende Süße genoss, waren mit der schmelzenden Schokolade auch meine Vorsätze dahin. Ich griff immer wieder in die Terrine und fühlte Genugtuung, fast so etwas wie Rache. Wenn Dechant Neuwöhner, Vertreter Gottes auf Erden, in der Fastenzeit dicke Zigarren rauchte, durfte ich auch Schokolade lutschen, durfte zur Kirschenzeit über den Zaun klettern, den Baum besteigen und mich der Völlerei hingeben. Der schwarze Gipslöwe hat nicht zugebissen.

## Opas Kirschen

Im Garten meiner Großeltern, oder besser meines Großvaters – Großmutter und alle anderen im Haus hatten wenig zu sagen, stand ein Kirschbaum, der zur Erntezeit die prächtigsten fast schwarzen Früchte trug. Unsere ganze Familie kletterte unter Großvaters Regie hoch und pflückte sie nicht eimer- sondern wannenweise.

Eines Nachmittags kam ein Spielkamerad aus der Nachbarschaft, vielleicht knapp ernährt und hungrig. Es war zur Nachkriegszeit. Er schielte heißhungrig in den Kirschbaum und hätte liebend gern genascht, aber der Garten war mannshoch eingezäunt und verschlossen.

Er griff in seine Hosentasche und hielt mir die Faust hin.

„Das schenke ich dir, wenn du mich über den Zaun klettern lässt.“

Er öffnete seine Hand. Ich sah etwas für mich märchenhaft Schönes, Wertvolles und Begehrtes: einen Autoreifen, echt gummiweich, mit echtem Profil, und echt niedlich klein wie ein Armreif. Ich war streng gewarnt worden, keinen Fremden in den Garten zu lassen, aber ...

Der Junge schloss seine Hand wieder. „Ohne Kirschen keinen Reifen!“

„Nein!“ Ich dachte an das Verbot.

„Du willst den Reifen nicht?“

Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

„Nein, erst Kirschen, dann Reifen!“

„Mein Ehrenwort, du kriegst die Kirschen, wenn ich den Reifen habe!“

Ein Ehrenwort unter Kindern überzeugt immer, und ich fühlte meinen Schatz in der Hand, das Gummiweiche, das noppige Profil. Der Reifen eines Spielzeugautos.

Im Haus nebenan rührte sich nichts, und wir kletterten über den Zaun und in den Kirschbaum. Wir konnten ungestört pflücken, in den Mund stopfen, die Kerne spucken, pflücken, stopfen, spucken.

Wir stopften uns voll bis nichts mehr ging.

Ich vergaß aber dann in meiner Naivität, dass Mund und Gesicht und Hemd vom saftigen Kirschfleisch verräterisch verfärbt waren.

Mutti kam heim. „Du warst in den Kirschen!“ Jetzt erkannte ich erschreckt, was ich versäumt hatte. Aber ehe ich mich waschen konnte, drohte mir Strafe, wie schon einige Male, wenn ich Kirschen stibitzt hatte, Großvaters hochheiliges Eigentum. Ich sah es kommen, ich musste hoch ins Wohnzimmer und bäuchlings aufs Sofa, damit Mutti mich mit dem Teppichklopfer verdreschen könnte im Takt ihrer Warnungen. „Ich – werde – dich – weich – prügeln – wenn – du – noch – ein – mal – an – die – Kir – schen – gehst!“

Wusste Mutti nicht, dass ein flächiger Teppichklopfer weniger schmerzt als eine dünne Gerte wie sie unser Herr Lehrer gebrauchte? Er war wohl in schmerzhafter Züchtigung erfahrener als eine alltagsgeplagte Mutter.

Aber ob dünne Gerte oder Teppichklopfer, der seelische Schmerz würde größer sein als der körperliche. Um die Prügel zu vermeiden, beichtete ich zerknirscht unseren Mundraub und gab zu, einen Autoreifen dafür bekommen zu haben. Den Teppichklopfer hatte Mutti schon in der Hand.

„Einen Autoreifen?“

„Ja, einen Autoreifen.“

„Im ganzen Haus hat keiner ein Auto. Was willst du mit einem Autoreifen? Wo ist er?“

Ich langte in die Hosentasche und präsentierte meinen Schatz.

Mutti ließ den Teppichklopfer sinken und schüttelte den Kopf.

„Dummer Junge!“

## Pählers Eis

Es war still. Nichts rührte sich. Ausbüxen, in die Freiheit. Im kühlen Treppenhaus am bunten Glasfenster vorbei, die Treppe hoch, über den oberen Flur und noch eine Treppe, schmal, gerade, lang, mit jeder Stufe mehr Höhe, den Wolken näher, dem Himmel näher, in mein Reich, ans Mansardenfenster.

Tief unter mir wärmte die Sonne lautlos den Staub der Friedrichstraße, er wurde noch staubiger, und wärmte die Allee, die Kastanienbäume voller Blütenkerzen. Voll mit grünen Fingerblättern und voll mit rosaweißen Blütenkerzen. Eine verschwenderische Fülle an Farben und Duft, die hoch reichte zu mir, wo ich hinaus sah wie ein Kapitän auf seiner Brücke. Vom Schuljungen zum Schiffsjungen zum Kapitän. Unter mir schwankte der Rumpf meines Heimathauses, Hausnummer 15, ach was!, Clipper Numero 15 auf Großer Fahrt durch Lippstadt, schaukelte und stampfte durch die wilde See der Blätter und Blüten, bis ich endlich zwischen dem üppigen Grün, drüben auf der Halbinsel, die roten Ziegel der alten Mühle sichtete. Das Mühlrad stand schon lange still, aber der Fluss warnte, wenn man ihm nahe kam. Die Lippe rauschte in kräftigem Schwall die gemauerte Schräge herunter. „Vorsicht! Komm mir nicht zu nahe, stolzer Kapitän, sonst ziehe ich dich in die kalte Tiefe!“

Steuerbords ragte das riesige Riff der Friedrichschule auf. Wahrschau!, der Kapitän wechselte den Kurs. „Hart backbord und volle Fahrt voraus!“ Vorbei an Mauersteinen, Balken und Sandhaufen des Baugeschäfts nebenan, an den Häusern der Nachbarn vorüber gesegelt in Sichtweite, damit mich alle sahen auf der Brücke mit Kapitänsmütze am Ruder.

„Wid – wid – wid.“ Waren es Schwalben, die zwischen weißen Wolken durch das Himmelsblau schossen und kaum hörbar zwitscherten? Nein, über geblähten Segeln heisere Stimmbruch-Schreie der Möwen.

Eine Seemeile entfernt der weiße schlanke Turm der Elisabethkirche. Wo der Liebe Gott daheim ist, werde ich ankern und das Jesuskind an Bord nehmen und vielleicht auch die heilige Maria.

Weiter steuerte ich meine Karavelle bis zur nächsten Insel, durch den Kieker kaum auszumachen, die Schatzinsel Pählers Bude, wo ich das himmlische Kind verwöhnen würde mit Karamellen für zwei Pfennige, Lakritz, Nappos und Vanilleeis.

Unter mir schlingerte der Rumpf. Nebenan ächzten die Frachträume, durch Glasziegel halbdunkel. Wo es nach Staub und trockenem Holz roch, fand ich unter ausrangierten Möbeln und Spinnweben ein rätselhaftes Schatzkästchen, groß wie eine Zigarrenkiste, schwarz genarbt. Gedreht, gewendet und befangert, bis beim Druck auf einen Knopf eine Seite aufsprang. Nach dem Schreck Welch ein Glück! Glänzende Schienen, dunkle Linsen, ein akkurat zusammen geschobener schwarzer Faltenbalg, kleine Rädchen und ein Hebelchen, beim Herunterdrücken ein Klicken hinter der Linse. Ein Schatz! Es gibt doch keine Insel, auf der ich so etwas entdecken könnte. Ein phantastisches Wertstück. Ein Fotoapparat, der von meinen Ozeanfaharten wertvolle Bilder heimbringen kann. Ich hatte bisher nur einige vom Opa stibitzte Nägel, Draht und Brettchen, dazu Streichholzschachteln und Murmeln.

Oma rief mich. Schularbeiten. Ich hatte sie noch nicht gemacht. Warum musste ein geachteter Seefahrer Schularbeiten machen?

Lass dich nicht erwischen! Die Kamera versteckt hinter eine Kiste und raus aus meiner Kajüte, damit ich mich und meinen Schatz nicht verriet. Aber Oma war ohnehin etwas füllig und sparte sich das Treppensteigen.

Mein Griffel quietschte auf der Schiefertafel. Sie war noch nicht voll. Fünf Zeilen n mit zwei Spazierstöcken, fünf Zeilen m mit dreien. Oma saß geduldig neben mir in der Küche, die Unterarme verschränkt auf der hölzernen Tischplatte, Busen,

Beinahe-Doppelkinn. Mit dem Schwämmchen musste ich oft auswischen und neu kratzen. Oma war geduldig. Ich müsste später auch Logbuch schreiben können, meinte sie.

Den letzten Spazierstock geritzt, Oma war zufrieden. Fünf Zeilen n und fünf Zeilen m. Die Tafel war voll, aber ich war nicht erlöst.

Im Vorgarten Unkraut zupfen? Ein Kapitän im Vorgarten? Er hat auf der Brücke stramm aufrecht stehend Kommandos zu geben, nicht im Vorgarten zu kriechen! Ich musste mich fügen. Hier war ich nicht auf hoher See.

Wenn ich steif mit schwarzen Knien aufstand, waren mehrere Stunden vergangen. Aber Oma zahlte meine Heuer: ein Zehn-Pfennig-Stück. Die kleine Münze war Schlüssel zu etwas Seltenem, Köstlichem, Wertvollem: zu Pählers Eis. Ich war sicher, Seefahrer hatten damals kein Vanilleeis.

Welch ein Erfolg! Den Ozean durchkreuzt, den Schatz im Frachtraum und einen Groschen in der Tasche für Eis.

Anker lichten zu Pählers Bude!

Mit dem Fahrrad? Nein, wir Kinder hatten keins, und selbst wenn in unserem Haus jemand ein Auto gehabt hätte, er hätte mich ausgelacht, mich zum Naschen zu fahren.

Aber Milchmann Stolpe fuhr einen Dreirad-Lastwagen. Er wirbelte noch wenig Staub auf, wenn er im Frühtau heranknatterte und die Glocke schwang. Später, wenn der Straßenschotter, von britischen Panzern mehr und mehr zermahlen, in der Sommerhitze lag, folgte den wenigen Autos eine lange Staubfahne, Nachbars DKW oder dem Käfer unseres Onkel Franz.

War es eilig, nahmen die Erwachsenen unseres Hauses das Fahrrad. Kinder machten alles zu Fuß, wir hatten allenfalls einen klapprigen Holzroller. Schneller waren wir mit dem Trullerreifen, einer Fahrradfelge, die durch Schläge mit einem Stöckchen vorwärts getrieben und gelenkt wurde, oder - etwas eleganter - indem

dieses Stöckchen hinten in das Felgenbett gedrückt und der Reifen dadurch geschoben und gelenkt wurde. Er rollte aber nur aufrecht, wenn man ihn im Dauerlauf ständig antrieb. Fragte jemand nach dem Woher und Wohin, sagten wir bestimmt: „Wir sind mit dem Trullerreifen da!“, so wie andere mit der Bahn oder mit dem Fahrrad. Der Reifen war Markenzeichen. „Du bist nicht mit dem Trullerreifen da? Du Ärmster!“

Pählers Bude kam in Sicht, im Gegensatz zu dieser Bezeichnung ein sauberer, schmucker Ziegelbau, wo ich abends für meine Eltern eine „Red Rock“ holte, immer nur eine Zigarette, die sie sich teilten. Herr Pähler zog sie aus einer Fünfer-Packung, himmelblau, und in Orange ein markantes Indianerprofil mit Ohrring und Federn im Kopfband.

„Herr Kapitän, ein Eis gefällig?“ Nein, so wurde ich nicht begrüßt. Wie ein Schiffsjunge musste ich darum bitten.

Ich mochte immer nur Vanille. Wenn ich schon meine ganze Barschaft von zehn Pfennigen opferte, soll es nicht das säuerliche Zitroneneis sein.

Ein seltener und glücklicher Augenblick, wenn Herr Pähler den glänzenden Kugellöffel in den Bottich tauchte und mir die Waffeltüte mit einer Kugel Eis gab, sauer verdient mit Sklavenarbeit in Omas Plantage. Schade, dass ich es nicht in marineblauer Uniform und mit Kapitänsmütze in Empfang nehmen konnte. Dann hätte ich die Mütze gelupft und Herrn Pähler salutiert.

Das Eis schmolz aber schnell in meiner kleinen warmen Hand, besonders in der Mittagshitze, - ein Problem für mich. Pählers Kiosk lag am Ende der Allee, wo sie aufs Cappeltor trifft. Hier gab es aber keine Bank, keine Palmeninsel, kein Hafentisch, wo ich das Eis bequem sitzend hätte lutschen können. Außerdem fühlte ich mich nicht sicher so weit weg vom Heimathafen.

Mein liebster Ankerplatz war der Obstgarten hinter unserem Haus, wo eine steinerne Treppe im Halbschatten eines Pfirsichbaums lag. Hier baute ich kleine

Häuschen aus Ziegeln und Dachpfannen vom Baugeschäft nebenan, Schiffchen aus Brettern und Opas Nägeln, und hier dachte ich über die Strapazen der Seeleute auf den Reisen zu fremden Ländern nach.

Ich hätte das Eis auf dem Nachhauseweg schlecken können. Es war aber nicht meine Art, mich durch irgendetwas, und sei es nur das Gehen, vom Genuss des so hart erarbeiteten Eises ablenken zu lassen und in unserem Garten nur noch die Reste der Waffeltüte verspeisen zu können. Nein, einem Kapitän stand die ganze Kugel zu.

Mir blieb nur, die Beine in die Hand zu nehmen und heimzurrennen in höchstem Tempo, die Kastanienallee hinunter, unterwegs nur eben das schmelzende Eis zu schlecken, das hinunter zu tropfen drohte, und mich nicht aufhalten zu lassen von noch so guten Freunden. Im Garten angekommen, war ich schweißnass und außer Atem, aber hier hatte der Seefahrer noch den größten Teil seiner erkämpften Beute, um sie in Ruhe zu genießen.

Konnte ich denn mein Eis mit dem Trullerreifen holen? Nein, es eilig rennend in der Waffeltüte zu balancieren und gleichzeitig noch den Reifen anzutreiben und zu lenken, das war zu viel.

Selbst ein Kapitän muss nicht alles können.

## Aquarium

Hinaus auf die Straße! Auf die Friedrichstraße in Lippstadt, geschottert, voller Staub. Britische Panzer zermahlten den Schotter zu noch mehr Staub. Oder es gab Pfützenlöcher, je nach Wetter, aus denen wir getrunken haben, wenn uns der Weg zum Wasserhahn daheim zu weit war.

War ich denn so brav, dass mir der Liebe Gott eine üppig blühende Kastanienallee mit breitem Weg unter dem Blätterdach zum Rollerfahren und Klickerle-Spielen beschert hat? Dazu einen Fluss vor meinem Heimathaus, der mir zuliebe eine Pause einlegte und vor dem Wehr im Schneckentempo dahinfloss, dass wir im Sommer planschen konnten ohne abgetrieben zu werden, ein Seitenarm der Lippe, von allen als Kanal bezeichnet, mit wild wucherndem Ufer. Das kniehohe Kraut wurde zu Urwaldbäumen, wenn ich träumend im Gras lag und zusah, wie Käfer ein ums andere Mal an den Stämmen hoch turnten, um nach kurzem Flug mit Gebrumm wieder unten im dichten Unterholz zu landen. Etwas planlos durchs Chaos gekämpft, erreichten sie wieder einen Urwaldriesen, und das Spiel begann von vorn.

Hinunter zum Kanal, zum Meer, wo Konservendosen und Holzstückchen zu stolzen Clippern wurden. „Klar zum Ablegen! Leinen los!“ Wind fuhr in die Segel, mutig stach mein Schiff in die See. Stolz war ich, wenn das Holzstück den Fluss überwand und im Schilf des anderen Ufers dümpelnd hängen blieb.

Ich beneidete dagegen die echten Seefahrer, abenteuerlustige Burschen, die in zigarrenförmigen Aluminium-Treibstofftanks ruderten. Man erzählte sich, dass Flugzeuge sie im Krieg abgeworfen hätten, als sie leer waren. Weil nicht kentersicher, gab es manchmal etwas mehr als nasse Füße.

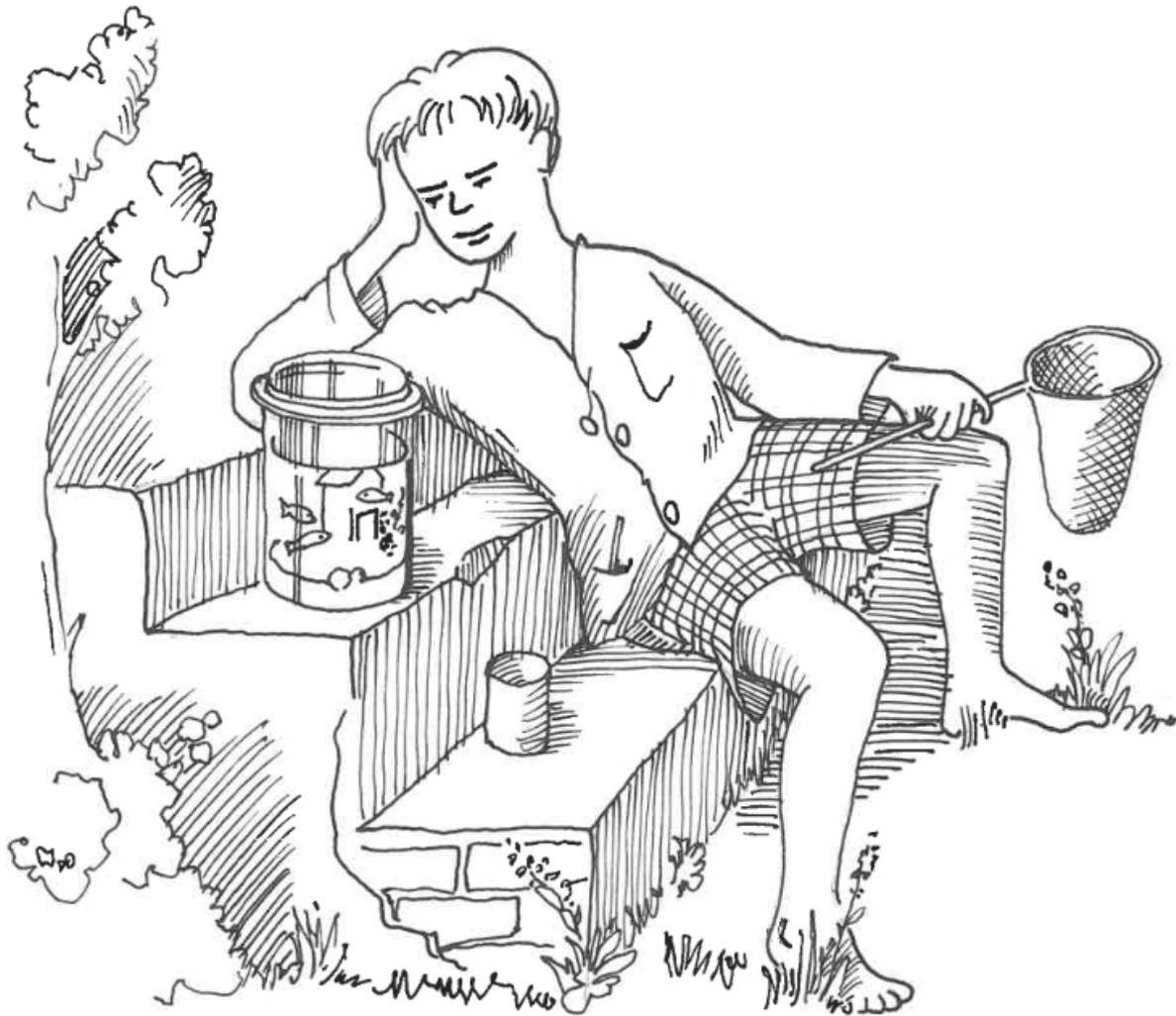
Abenteuerlich auch das Wehr, flussabwärts, wieder unzutreffend als Schleuse bezeichnet. Gern griff ich auf der Brücke in die großen eisernen Handräder, hätte

gern die Mechanik arbeiten sehen, Zahnräder und Zahnstangen. Aber die Räder waren mit einer Kette gesichert. Diesseits die gestaute Wassermenge des Kanals, ruhig, aber tief, jenseits rauschte sie über die grün bemoosten Bretterwände und zischte in weitem Strahl durch die Spalten. Neben der tosenden Wasserwand fanden wir im Flussbett unter den Steinen manchen Krebs und anderes Getier. Was gab es aber unten im Fluss, unter dem Wasserspiegel, wo fast alles geheimnisvoll, weil unsichtbar blieb? War hier ein Walfisch daheim, ein Hai? Wie sieht der Grund aus? Felsen? Sand? Schlingpflanzen? Eine Vorstellung wie ein Traum: Keiner konnte sehen, was sich weit unten tat, der Gedanke begeisterte und befriedigte. Im Dunkel der Tiefe spielten Märchen, Nixen schwebten durchs Wasser, ein bärtiger Griesgram machte mit einem Dreizack Jagd auf sie, Heerscharen marschierten im Gleichschritt singend auf dem Grund.

Ich tauchte gern in meine Träume ab und spann sie weiter, verbarg sie so lang wie möglich in meinem Schatzkästchen, bis ich es abends im Dunkeln der Mansarde öffnen konnte. Im Bett, nach dem Gebet, gab ich die Hirngespinnste meinem Bruder weiter.

Wo wir im Sommer zum Planschen in den Kanal stiegen, war eine kleine Bucht im Schilf entstanden. Hier war ich gern. Nach den Schularbeiten nichts wie hinaus und über die Schotterstraße, ehe Oma auf die Idee kam, mich im Garten Unkraut zupfen zu lassen. Dann hockte ich lange am Ufer, sah den flinken Wasserläufern zu, die mit ihren Spinnenbeinen kleine Dellen in den Wasserspiegel drückten, den zuckenden Wasserflöhen und den Fischchen, die ich im kühlen Dunkel der dichten Wasserpflanzen entdeckte. Sie standen meist regungslos, nur ihre Mäulchen gingen im Wechsel mit den Kiemendeckeln auf und zu.

Mit Beginn des Sommers war die kleine Bucht voll mit hunderten winziger Fische, die ich leicht in einer Konservenbüchse fangen konnte. Aber wie konnte ich sie behalten? Ich hätte mein Gewässer gern daheim gehabt.



Tagelang war dieses Bild in meinem Hirn. Ein Aquarium! Nichts wünschte ich mir mehr als ein Aquarium. Bei Gebr. Lenze waren sie zu kaufen. Aber die Reaktion auf meinen Wunsch wusste ich im Voraus. „Du Träumer“, „Der Junge spinnt“, „Jeden Tag Kartoffeln und Stielmus, und du willst ein Aquarium!“ Kann ich es selbst basteln? Aber auch wenn ich die Glasscheiben bekäme, passend geschnitten, wie klebe ich sie wasserdicht zusammen?

War nicht ein Eimer die Lösung, auch wenn ich nur von oben hinein sehen konnte? Oder eine große Glasvase? Im ganzen Haus gab es keine große Vase, erst recht nicht aus Glas. Ein Konservenglas?

Konservenglas!

Also räuberte ich ein Einmachglas aus dem Keller, füllte es mit etwas Sand und schönen Kieseln, pflanzte einiges aus dem Kanal ein und ließ schließlich behutsam Flusswasser mit Dutzenden der Tierchen einlaufen.

Das Glas brachte ich nicht ins Haus, denn hier hätte vielleicht mein Großvater das für ihn unnütze Zeug in den Ausguss geleert. Ich stellte es hinten im Garten auf einen Stein im Halbschatten unseres Pfirsichbaums.

Enttäuschung am nächsten Morgen. Viele Fische hatten schon die erste Nacht nicht überlebt, schwammen reglos auf dem Wasser, und ich fischte sie heraus.

Jeden Tag ging ich in den Garten zu meinem kleinen Aquarium. Am Ende waren mir drei Fische geblieben, die sogar schon etwas gewachsen waren, weil ich sie regelmäßig mit Wasserflöhen versorgte. Aus einem Nylonstrumpf und Draht hatte ich einen Käscher gebastelt, mit dem ich täglich am Kanalufer hockend Wasserflöhe fing. Hatte ich sie ins Glas geschüttelt, verfolgte ich mit Spannung, wie die Fische auf die Tierchen zuschwammen, einen Moment dicht vor ihnen verharrten als wollten sie ihre Beute zunächst beschnuppern, und sie dann mit einem Zuschnappen verschlangen. Und siehe da!, meine Schützlinge hatten auch eine geregelte Verdauung: Winzige Kotfädchen kamen ab und zu hinten heraus. Die Fische waren noch durchsichtig. Ich sah ihre Innereien und ihr kleines schlagendes Herz. Ich konnte nicht anders, als sie liebevoll zu versorgen.

An einem sonnigen Tag fühlte ich mit dem Finger, dass das Wasser im Konservenglas ziemlich warm wurde. Ich faltete deshalb aus Aluminiumfolie ein kleines Häuschen und setzte es vorsichtig ins Wasser auf den Sandboden.

Tatsächlich hielten sich meine Fische an heißen Tagen vorwiegend darin oder in seinem Schatten auf.

Auch die Wasserpflanzen gediehen und bekamen frische Triebe. Ich hatte mir eine eigene kleine Welt geschaffen, und immer wieder ging ich in den Garten, um mich in ihr zu vertiefen.

Nach einigen Wochen wurde mein Trio allmählich weniger durchsichtig und sogar farbig. Mit Begeisterung und Stolz sah ich es an ihrem Bauch rot und grünblau schimmern, mit der Zeit immer kräftiger.

Ich hatte viel Geduld mit ihnen. Aber wie es so geht, wollte ich mich doch irgendwann dieser Aufgabe wieder entledigen. In den Sommerferien, wenn es nach Völlinghausen ins Wanderheim ging oder nach Meiste auf den Bauernhof, hätte ich mich ohnehin von ihnen trennen müssen. Ich gab mir also einen Ruck, trug das Konservenglas mit meinen Fischen zum Kanal und hielt es ins Wasser. Bald erkannten sie den Ausweg, verließen ihr Heim und verschwanden mit wenigen flinken Flossenschlägen. Tauchten ein zwischen die Stängel des Röhrichts, ins Dickicht der Wasserpflanzen, wo Elfen daheim waren und der Graubärtige mit dem Dreizack auf der Lauer lag. Ich war sicher, mein Trio würde ihm entkommen, weiter hinab tauchen, wo Nixen tanzten und singende Soldaten sie auf dem Grund zum Oberhauptmann eskortierten, der ein weises Urteil sprechen würde: „Ihr Drei aus dem Konservenglas, ihr müsst keine Schularbeiten machen, keine Spazierstöcke kratzen, ihr müsst kein Unkraut zupfen, schwimmt hin, wachset und gedeiht!“

## Unser täglich Brot

Meine Frau war einmal in Südamerika. Bei den wohlhabenden Familien sei es in Gesellschaft üblich, erzählte sie mir, auf dem Teller einen Rest zu lassen. Der landet auf dem Müll. Aber auf der anderen Straßenseite haust eine Indiofrau mit Kindern unter Wellblech und zwischen Pappkartons und lebt von dem, was diesseits auf die Straße gestellt wird.

Beobachtungen in einem Hotel als weiteres Beispiel eigenartiger Egozentrik: Einem Gast am Nachbartisch wurde das Abendessen serviert, rein optisch schon ließ es mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Der Gast aber, ohne einen Bissen zu nehmen, stocherte etwas mit der Gabel herum, ließ es stehen und abservieren.

Am nächsten Morgen ließ er zwei nicht angebrochene Butterpäckchen, Wurst- und Käsescheiben auf dem Frühstückstisch liegen.

Hat er das Abendessen mit dem Vorsatz geordert, es unberührt wegwerfen zu lassen? Hat er Butter, Wurst und Käse vom Buffet geholt, damit es zu Abfall wird? Abstoßend, so etwas sehen zu müssen, und ich konnte nicht umhin, zumindest die verpackte Butter auf meinen Teller zu holen und für unsere nächsten Mahlzeiten einen anderen Tisch zu wählen.

Was wollte uns der Gast damit zeigen? Sein hohles Hirn? Oder dass er einer Schicht angehört, die in Saus und Braus lebt?

Solchen Leuten wünsche ich eine Nachkriegszeit.

„Unser täglich Brot gib uns heute“ hatte kurz nach dem zweiten Weltkrieg eine wörtliche Bedeutung. Was gab es denn damals Kulinarisches? Brot, Margarine, Kartoffeln, Gemüse und Obst aus dem Garten hinter meinem Heimathaus, Friedrichstraße 15 in Lippstadt. Stielmus ist mir heute noch im Gedächtnis. Fleisch gab es nur am Wochenende. Vater war Hauer in einem Kohlebergwerk in

Unna und kam nach einer Woche Maloche nicht nur mit blauen Wundmalen, sondern auch mit Fleisch als Naturallohn heim.

Aber ein Fest bahnte sich an, wenn wir Kinder mit einem Backblech voller Kuchenteig, gegen Wespen und Fliegen mit einem Tuch bedeckt, ums Eck in die Bastionstraße einbogen, über den Fußgängersteg der Nördlichen Umflut, den waghalsige britische Soldaten schon mal mit dem Jeep überfahren, nach links in die Beckumer Straße. Nicht mehr weit war auf der linken Seite die Bäckerei Wietfeld, wo wir nach dem Backen den duftenden Streuselkuchen abholen durften. Nicht naschen auf dem Heimweg!

Und Brötchen gab es für fünf Pfennige.

Im Keller wurde im großen Kessel aus Zuckerrüben Sirup gekocht, das in Westfalen nur Rübenkraut heißt. Eine liebe Nachbarin schenkte mir zum Geburtstag ein Glas davon, für mich der höchste aller Genüsse.

Ein außergewöhnliches und seltenes Geschenk war für Mutti eine Schachtel Pralinen. Machte sie sich darüber her, stand ich Knirps schmachmend vor ihr, vergebens. „Das ist nichts für Kinder!“ Weit eigensinniger war aber mein Großvater, der Pralinen, Schokolade und anderes Naschwerk in seinem Schreibtisch verschloss und nicht einmal meine Oma beteiligte. Wie das aber herauskam, ist mir heute ein Rätsel. Hatte er mal vergessen abzuschließen?

Ich war ABC-Schütze der Friedrichschule, wo es freitags Care-Pakete gab. Aber Zucker, Trockenmilch und Kakao waren so verführerisch, dass nur ein Teil davon zu Hause ankam.

Von Oma bekam ich einen Groschen für das Unkrautzupfen des Vorgartens. Diese Zehn Pfennige bescherten mir wieder einen Hochgenuss, eine Kugel Vanilleeis von Pählers Bude am Ende der Friedrichstraße. Heute gibt es Eiscreme literweise für ein paar Euro im Supermarkt, und der Genuss wird weniger vom Preis eingeschränkt als von der Kalorienmenge.

Damals in dieser Kartoffel- und Rübenzeit klingelte ein Bettler bei uns und bat um eine Scheibe Brot. Oma hatte gerade ihren großzügigen Tag oder der Bettler konnte besonders gekonnt Mitleid erregen, sie schnitt ihm nicht eine Scheibe ab, sondern gab ihm einen Teil des Brotlaibs.

Wir hatten den Vorfall bald vergessen. Im Herbst, die Hecke zum Hauseingang hatte ihre Blätter verloren, kam etwas zum Vorschein, was uns alle erschütterte und mir im Gedächtnis blieb. Das Stück Brotlaib steckte in den Zweigen der Hecke, vertrocknet und verschimmelt. Fortan war unsere Familie auf Bettler nicht gut zu sprechen, und Oma war nicht mehr so großzügig.

„Mit dem Essen spielt man nicht!“, mahnte meine Großmutter, wenn ich wieder mal Furchen ins Kartoffelpüree formte, um das Fett herunter rinnen zu lassen. Oder wenn ich Rübenkraut mit Margarine auf dem Brot zu malerischen Schlieren verstrich. „Das ist Gottes Gabe!“

Seitdem vermeide ich, Nahrungsmittel wegzuwerfen. Nicht einmal steinhartes Brot entgeht meinen Kauwerkzeugen. Da brauche ich zur Motivation keine Zeitungsmeldungen über verhungerende Kinder in der Dritten Welt.

## Opas Bureau

Zugegeben, Großvater klingt schöner als Opa, zumal im Westfälischen daraus ein „Oppa“ wird mit kurzem O, aber es war unser Opa, ein großer, kräftiger Mann mit rundem Kopf, Schnauzbart und Glatze, unangefochtene Respektperson meines Heimathauses in Lippstadt. Respekteinflößend war schon seine massige Gestalt, dazu seine knappe, kommandoartige Ausdrucksweise. Sein Mienenspiel war sparsam, er hatte so etwas wie ein Pokergesicht, konnte aber so laut niesen, dass man es im ganzen Haus hörte.

Unsere Familie wohnte dort in der Nachkriegszeit bis ich zwölf war.

Sein liebster Platz war ein Sessel an einem nur handtuchgroßen Fenster im Wohnzimmer seiner Wohnung im ersten Stock, von dem er die Friedrichstraße bis zur Elisabethkirche überblicken konnte, weil die Straße in Höhe des Baugeschäfts nebenan einen leichten Bogen macht. Er war zufrieden, wenn er alles unter Kontrolle hatte wie ein Kapitän auf seiner Brücke. Dann pfiff er einen Marsch durch die Zähne und trommelte mit den eckigen und schwieligen Fingern seiner schaufelförmigen Hand auf der Sessellehne den Takt dazu.

Opa war pensionierter Baumeister, auf den Titel war er stolz. Zu seiner Zeit wurde der Mörtel noch in Speisvögeln auf der Schulter über Leitern zum Arbeitsplatz getragen und die Mauersteine - damals noch ohne Löcher und Poren - flogen in einer Menschenkette hurtig von Hand zu Hand.

Opa mochte Kinder nicht und keine Hunde und auch nichts außer seinem Gesangverein „Cäcilia“. Mutter erzählte, wie ihr als Kind einmal ein weißer Spitzmischling zugelaufen und ihr ans Herz gewachsen war. Opa nahm ihn auf einer Bahnfahrt mit. Danach war er spurlos verschwunden. Mutti hatte den Verdacht, dass er ihn unterwegs aus dem Zug geworfen hatte.

In meiner seligen und unbesorgten Zeit, als ich noch nicht die Schulbank drückte, hatte ich Respekt vor Opa, ging ihm aber wenn möglich aus dem Weg, er konnte mir nicht als angsteinflößend in Erinnerung bleiben.

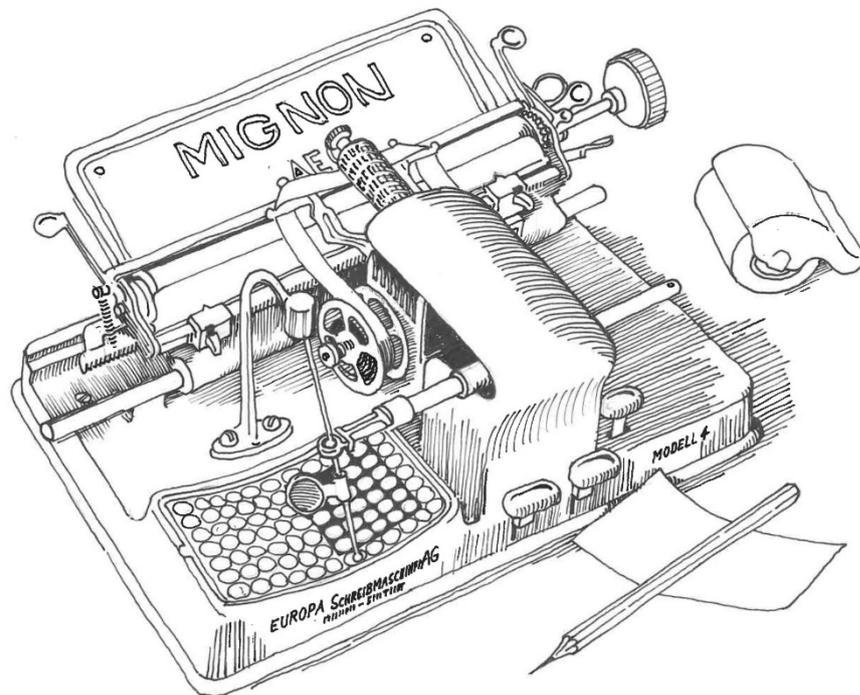
Es gab aber einen Ort im Haus, der mich magisch anzog, neben dem Hauseingang hinter der Tür mit dem Messingschild „Bureau“. Sein Arbeitszimmer war meistens verschlossen.

Welche Gelegenheit, als Opa einmal vergessen hatte abzuschließen und mit dem Rad wegfuhr. In der Küche hörte ich Oma ein Lied summen und mit Kochlöffeln klappern, sonst war alles ruhig im Haus. Mit Herzklopfen schlüpfte ich durch die Tür.

An der Rückwand stapelten sich Ordner in langen und deckenhohen Regalen, gegenüber vor dem Fenster breitete sich ein wuchtiger Schreibtisch. Es roch nach Möbelpolitur und vergilbtem Papier. Neugierig war ich auf die Geräte auf dem Schreibtisch, Bleistifte, sehr schlank und sorgfältig von Hand gespitzt, Federhalter und feine Tintenfedern, Lineale mit präzise eingravierten Zahlen, ein Tintenlöscher zum Rollen, Stempel und Stempelkissen. Und ein Stück Gummi lag da, groß wie eine Streichholzsachtel. Was sollte dieses Ding? Zum Bauklötzchen fehlten die Ecken, es schmeckte nicht gut, und es hüpfte nicht besonders weit, wenn ich es fallen ließ.

Das war aber alles nichts im Vergleich zur Mignon-Schreibmaschine, faszinierendes Wunderwerk. Da war dieser lange Stift, gelenkig aufgehängt über dem Buchstaben-Tableau. Ich überwand meine Scheu vor Opas Maschine und berührte diesen Stift wie man einen Kupferdraht berührt und nicht weiß, ob er unter Strom steht. Sobald ich den Stift bewegte, bewegten sich über eine wundersame Mechanik auch andere Teile. Vorne dieser Stab, der aus dem schwarzen Gehäuse wie ein Kanonenrohr heraus ragte, sich drehte und vor und zurück fuhr. Als ich genau hinsah, wusste ich auch warum. Vorn auf dem Stab

saß ein Zylinder mit winzigen erhabenen Buchstaben und Zahlen. Wenn ich von den drei Tasten die linke drückte, sauste das Kanonenrohr herunter und hieb das Zeichen aufs Farbband und aufs Papier, das um eine Walze eingeklemmt war. Das Vorrücken der Papierwalze, die Funktion der drei Tasten, das Schwenken der Hebel, das Drehen des Typenzylinders, der Transport des Farbbands, die wie von Geisterhand erscheinenden Zeichen auf dem Papier ließen mich in einen Rausch versinken, der mich die Folgen meines Tuns vergessen ließ. Spuren auf dem Papier!



Opa meldete meiner Mutter: „Der Junge war an der Maschine!“

Mein Urteil für Prügel.

Mutti kommandierte mich aufs Sofa, bitte bäuchlings, damit sie mich mit dem Teppichklopper im Takt ihrer Ermahnungen verhauen konnte.

Aber was war diese niedere Schmach gegen das Wunderwerk der Schreibmaschine!

Ich habe sie stets aufs Neue bewundert und untersucht, hatte aber nur selten Gelegenheit dazu, war doch das Büro oft verschlossen, erst recht die Schubladen des Schreibtischs, die noch mehr Schätze bargen. So entdeckte ich einmal einen Winkelspiegel, dann einen reichhaltigen Zirkelkasten, Heiligtümer, die ich fast nicht zu berühren wagte und kaum, dass ich sie entdeckt hatte, sorgfältig wieder zurück legte.

Ich hatte größten Respekt vor Opa. Schrieb er die Abrechnungen für das Baugeschäft nebenan, sah er mich nur widerwillig in seinem Büro. Heimlich lauerte ich, wie er an seiner Mignon mit der Linken den Zeiger über dem Buchstabentableau bewegte und mit der Rechten die Taste hinunterhackte, mit der die kanonenförmige Typenwalze aufs Papier geschleudert wurde. So flink hätte ich es gern auch mal geschafft. Und doch fuhr sein Arm zwischendurch tief in eine Schreibtischlade, wo er Pralinen versteckt hatte.

Nach dem Krieg wohnte ein Dutzend Personen in den sechs kleinen Zimmern unseres Hauses, und unsere vierköpfige Familie war bei den Großeltern nur geduldet. Ich fand aber immer eine Ecke, wo ich mich meiner Lust hingeben konnte, nämlich jedes erreichbare Papierchen mit Lokomotiven, Autos, Schiffen und Häusern zu bemalen. Das Äußere ließ ich in der Regel weg. Warum etwas darstellen, was ohnehin jeder sieht? Ich zeichnete also das Innere der Häuser mit Zimmern und Treppen und Möbeln und Öfen, den Schraubenantrieb der Schiffe, und Kessel, Zylinder und Antriebsmechanik der Dampflokomotiven. Mit Papier war ich versorgt. Regelmäßig wurden alte Akten aus Opas Büro aussortiert und mir überlassen, damit ich die Rückseiten bekritzeln konnte.

Ein Bleistift fand sich auch, der Opas Hand zu kurz geworden war. Aber so kurz der Stummel auch war, ich machte mir die Mühe, den Holzmantel abzuschneiden.

Eine Marotte von mir, alles in meinen Augen Nutzlose abzulehnen und nach Möglichkeit zu entfernen. So schnitt ich einmal, kaum dass ich Dreikäsehoch eine Schere halten konnte, heimlich bei allen Fotos, die ich in einem Karton fand, die weißen Ränder ab, die damals fast alle Fotos zierten. Ich konnte aber noch keine gerade Linie schneiden, es ging kreuz und quer in die Bilder. Reichlicher Ärger für meine Eltern.

An Opas Bleistift war nur die Mine wichtig, die Holzhülle war unnützes Beiwerk. Ich zeichnete nur mit der Mine. Die Großen schüttelten den Kopf und es hagelte Belehrungen, das kümmerte mich aber weiter nicht.

Mir gelang nicht jeder Strich. Durch Probieren fand ich jedoch eine Methode, Missratenes wegzubringen: Ich befeuchtete meinen Finger mit Spucke und rieb so lange, bis der Strich - und damit allerdings auch die obere Papierschicht - in Krümeln weggerieben war, für mich eine befriedigende Technik, kannte ich doch keine bessere.

Oma zeigte aber Erbarmen mit meiner Radiererei. „Demnächst gehe ich in die Stadt und kaufe dir einen Radiergummi.“

Was ist ein Radiergummi? Meine Phantasie bekam Beine, lange Beine, und wurde schließlich so schnell, dass sie abhob und Kapriolen schlug. Wenn Opas Schreibmaschine Zeichen aufs Papier bringt, muss ein Radiergummi, das Zeichen löschen kann, eine ähnliche Maschine sein! Ich brachte eine Strichentfernungsmaschine zu Papier, und abends in unserer Mansarde konnte ich nicht einschlafen, weil dieser Apparat mit silberglänzenden Tasten, schwarzlackiertem Gehäuse und einer Stange, an der sich eine Bürste drehte, durch alle meine Gehirnwindungen flog.

Ungeduldig drängte ich Oma, mir doch endlich den Radiergummi zu kaufen. Ich hatte an den letzten Zeichnungen nichts mehr weggerieben, meine Maschine sollte gleich Arbeit haben.

Oma kam vom Einkauf zurück. In der Tasche sollte meine Maschine sein? Passte sie da hinein? Oma holte alles Mögliche heraus, eines nach dem anderen. Und dann - drückte sie mir den Radiergummi in die Hand.

Eine Enttäuschung! Keine Taste, kein Zahnrad, kein Hebel. Ein simples Stück Gummi. So eins, wie ich es schon lange auf dem Schreibtisch hatte liegen sehen. Ich hätte das Ding am liebsten in die Ecke geworfen. Mir war zum Heulen. Aber ich war brav erzogen und konnte mich mit einiger Mühe beherrschen. So dankte ich artig, und Oma zeigte mir, dass das unscheinbare Ding tatsächlich seinen Zweck erfüllt.

Ich verzog mich in eine stille Ecke und machte mich an meine Zeichnungen. Wie ich dann sah, dass auch bei mir die Bleistiftstriche im Nu verschwanden, schwand auch meine Enttäuschung. Und wenn ich es nüchtern betrachtete, war doch dieses einfache, aber wirksame Werkzeug ohne unnütze Hülle, Gehäuse, Mechanik oder Verzierung ganz in meinem Sinne.

## Rübenkraut

Manchmal durfte ich mit Frau Greb in den Wald, durfte an ihrer Seite den Handwagen ziehen, Brennholz sammeln, neben ihr auf einem Baumstamm sitzen, eine Scheibe Brot essen und verdünnten Himbeersaft trinken. War der Wagen voll, zogen wir ihn abends in einer halben Stunde mühsamen Weges heim in die Friedrichstraße.

Frau Greb wohnte zwei Häuser weiter im Dachgeschoss. Grauhaarig, faltig, lieb, war sie für mich und meinen Bruder der Inbegriff einer Märchenwelt, die uns immer wieder fesselte. Nichts war schöner, als zu ihren Füßen hockend den Geschichten zu lauschen. Mutti sah es nicht gern, weil sie bei Frau Greb Neugier vermutete, mit der sie uns Familiengeheimnisse entlocken wollte. Es gelang ihr schon mal bei meinem redseligen Bruder, nicht aber bei mir. Ich redete wenig und war sehr verschlossen. „Tagträumer!“ Wie eine Klette hing dieser Titel an mir. Auch in der Schule, wo Gehorsam selbstverständlich war, erhob ich mich zwar aus der Bank, wenn ich vom Herrn Lehrer Essmann aufgerufen wurde, sah aber stumm aus dem Fenster und setzte mich erst wieder, wenn ein anderer Schüler an der Reihe war. Verständlich, dass die Nachbarn tuschelten. „Der ist nicht ganz da, nicht richtig im Kopf, etwas zurückgeblieben.“

Frau Greb war abergläubisch. Es passte zu ihr. Sterndeutung, Pendel, Träume und Kartenlegen waren für sie Quellen tiefer Erkenntnis. Und vielleicht sah sie in mir, dem Träumer, der über dem Irdischen schwebte, einen Glückseligen.

Sie ließ ausrichten, ich solle nach der Schule allein zu ihr kommen. Ich verließ mein Heimathaus Friedrichstraße 15, marschierte hinüber, klingelte und stieg die Treppen hoch. Sie öffnete, nahm mich bei der Hand und flüsterte: „Pscht, - ich habe etwas Schönes für dich!“

Ich dachte mir nicht viel dabei, als sie mich bat, mit dem Füller in ein Formular Zeile für Zeile jeweils ein Kreuz zu machen, nach eigenem Belieben in eines der kleinen Kästchen. Immer nur ein Kreuz.

Nichts leichter als das. Frau Greb sah gespannt zu.

„Warte, ich will dich doch belohnen“, sagte sie, holte aus dem Küchenschrank ein Marmeladenglas und drückte es mir in die Hand. Ich las das Etikett: Rübenkraut. Rübenkraut? Nein! Der süße Sirup, den ich daheim nur sparsam auf dem Brot genießen durfte, der verschlossen im Schrank stand, um mich nicht in Versuchung zu bringen. Auch Naschen war Sünde! Ich hielt ein volles Glas von diesem zuckersüßen Stoff in der Hand, der in langen, braunen Strängen und Fäden vom Löffel floss, mit dem ich beim Aufstreichen mit der Margarine so hübsche Farbschlieren zaubern konnte.

Es war wie ein Traum. Rübenkraut! Zweifelnd sah ich Frau Greb an. Die aber lächelte und strich mir über den Kopf. „Das ist für dich, kannst du behalten.“

Das Wenige, das zur Nachkriegszeit auf den Tisch kam, lieferte der Garten am Haus oder war auf Hamstertouren ergattert, Stielmus und Kartoffeln, Kartoffeln und Stielmus. Nur zum Sonntag brachte Papa ein Stück Fleisch vom Kohlebergwerk mit.

Deshalb war das Glas Rübenkraut mein Glück auf Erden. Naschen ohne Ende, ich konnte es nicht fassen.

Ich musste einen Nachmittag lang auf Knien rutschend im Vorgarten Unkraut zupfen, um von Oma einen Groschen zu bekommen, der soeben an Pählers Bude für eine Kugel Vanilleeis reichte. Dieses Rübenkraut war dagegen im Handumdrehen verdient.

Welche Schätze hatte ich denn bisher? Murmeln, einige aus Glas, andere sogar aus Stahl, die ein britischer Panzer aus einem Kugellager verloren hatte, leere

Streichholzschachteln, Nägel und Draht, aus Opas Keller stibitzt, Holzstückchen und Fischdosen, die ich mit Papiersegeln über den Kanal schickte.

Ich versteckte das Rübenkraut zwischen staubigen Möbeln auf unserem Dachboden, damit nur mir der Schatz blieb. Ich konnte mir denken, was ich andernfalls zu hören bekommen hätte. „Das essen wir alle gern. Willst du zusehen, wie uns das Herz blutet? Willst du deinem Brüderchen nichts abgeben?“

Nein! Es war doch mein Rübenkraut!

Einige Tage lang naschen, ich genoss es, bis das Letzte mit dem Finger ausgeschleckt war.

Aus der Traum!

Aber wir durften weiterhin den Geschichten der Frau Greb in ihrer kargen Dachwohnung lauschen. Und sie zog wie immer zum Holzsammeln mit dem Handwägelchen in den Wald.

## Waisenhaus

Als Jugendlicher bin ich ins Sauerland geradelt, in den Schwarzwald, mit Schulfreunden nach Schweden, habe Nächte in Marokkos Wüstensand überstanden und später als Beinahe-Rentner in den Alpen in verfallenen Almhütten. Hat dieses Verlangen nach einem Dach über dem Kopf, die Suche nach einer Behausung, einer Höhle, einem Versteck, wirklich nur genetische Ursachen?

Die Begeisterung für Abenteuer, wenn auch harmlose, die Nächte in Scheunen und im Freien, dieses immer wieder Aufbrechen, um doch endlich mit den gesammelten Schätzen der Erfahrungen und Bilder heimzukommen ist vielleicht auch Folge eines seelischen Traumas in meiner frühen Kindheit.

Meine Eltern konnten sich daran nicht erinnern. Angesprochen auf dieses Weihnachts-Erlebnis hatten sie mich ungläubig angesehen. „Täuschst du dich nicht?“ Für sie war ich mit über fünfzig Jahren immer noch der kleine Junge, der einiges durcheinander bringen konnte. Ich täuschte mich nicht.

Es ist mir in Bruchstücken in Erinnerung. Diese Reste stehen aber so lebendig vor mir, dass ich gern genauer wüsste, was 1942 in meiner Geburtsstadt Lippstadt geschehen war. Aber es liegt zu lang zurück. Nur durch Bilder und ihre Unterschriften in einem Fotoalbum wusste ich, dass ich zwei Jahre und einen Monat alt war.

Angeregt von den Zweifeln des Vaters fragte ich beim Archiv in Lippstadt nach und erfuhr, dass Mutti sich im November 1942 nach Sonthofen abgemeldet und später nicht wieder angemeldet hatte.

Vater war seit August dieses Jahres als Soldat in München. Mein Heimathaus war das der Großeltern in der Friedrichstraße 15, warmes Nest für mich unter den Fittichen von Mutti und Oma. Ich war das Muster eines Muttersöhnchens,

kontaktscheu und am liebsten ständig an Muttis Rockzipfel, geschützt und beschirmt gegen alle Knüffe des Fremden. Sie musste Kinder heimschicken, die zu mir in den Sandkasten kamen und mit mir spielen wollten.

Über Weihnachten waren aber auch die Großeltern verreist, sodass vermutlich sie mich ins Waisenhaus schafften wie einen Hund zur Tierpension. Opa hatte das Sagen und konnte mit Kindern nichts anfangen.

Aus dem vertrauten Nest wurde ich in kaltes Wasser geworfen. Es war so schlimm, dass mir einige Szenen in Erinnerung geblieben sind als wäre es gestern gewesen. Für kindliche Maßstäbe war ich unendlich weit weg vom geliebten Heimathaus, unter einer Horde fremder Kinder, die in diesem Heim, das seit Jahren ihr Zuhause war, lärmten und tobten, sobald sie ohne Aufsicht waren, unter der Aufsicht von Ordensschwestern mit streng gefalteten, weiß gestärkten Hauben und schwarzer Tracht, die immer etwas nach Seifenpulver und Stärke roch. Sie waren vom Rosenkranz gefesselt und konnten nicht in mütterlicher Zärtlichkeit umarmen, konnten gegen mein ständiges Weinen nach Mutti und Oma kein Mittel finden. Ich wäre gern unter das nächste Möbel gekrochen und für immer verschwunden.

Drei Ereignisse blieben mir im Gedächtnis. Einmal wurde ich von einer Ordensfrau in der Wanne stehend gebadet. Unangenehm für mich, warum, weiß ich nicht mehr. Vielleicht hat man damals an Heizung gespart und das Wasser oder der Raum waren zu kalt, oder es geriet mir Seifenschaum in die Augen, vielleicht hat sie mich etwas grob herumgestoßen, weil sie mich in ihrer keuschen Art nicht nackt sehen wollte oder konnte.

Zum anderen hatte eine jüngere Schwester Mitleid mit mir. Ich wollte nicht glauben, dass niemand zu Hause war. Aber auch sie konnte mir nicht anders helfen als dadurch, dass sie mich an der Hand nahm, mit mir bis zum Heimathaus marschierte, dort mehrmals und vergeblich an der Haustür klingelte und mir

damit bewies, dass wirklich keiner daheim war. Eine Enttäuschung, die meine kleine Seele ersticken wollte.

Das dritte war der Heilige Abend. Alle Kinder standen im Obergeschoss und warteten ungeduldig auf die Bescherung.

Die Tür ging auf.

Die Schar stürmte die Holzterasse hinunter durch einen engen, in braunem Holz getäfelten Treppengang. Als ich durch die nachfolgenden Kinder auf die ersten Stufen geschoben wurde, bot sich mir ein unvergessliches Bild. Der Weihnachtsbaum unten war durch das Ende des Treppengangs noch nicht ganz zu sehen. Aber die Kerzen verwandelten ihn in einen rötlich glänzenden Tunnel, durch den ich vor fremden Kindern und strengen Nonnen geradewegs in ein Märchenschloss flüchten wollte voller Licht und tröstender Wärme. Hatte mir das Christkind Mutti und Papa in den Märchensaal gebracht? Wie im Rausch lief ich hinunter, tauchte in den Lichterglanz der Kerzen, stand staunend vor dem Christbaum zwischen den fröhlich lachenden Kindern. Als die Schwestern ein Weihnachtslied anstimmten und die Kinder still waren, entdeckte ich Lokomotiven und Wagen aus bemaltem Holz, Puppen zum Umarmen und Liebhaben, und Bären, die für mich mit ihrem Plüschpelz und honiggelb glänzenden Augen im Halbdunkel des Kerzenlichts beinahe lebendig waren.

Wie in einem glücklichen Traum ging ich auf so einen Bären zu, wollte ihn in den Arm nehmen. Doch die Hand einer Schwester hielt mich an der Schulter zurück.

„Für dich ist nichts dabei!“

## Klingelmännchen

Kinder können grausam sein. „Klingelmännchen“ bei Frau Küstermeier, einer alleinstehenden Alten zwei Häuser weiter, die wir zu unserem Ergötzen mit frechem Klingeln an der Haustür derart zur Weißglut brachten, dass sie heraus stürmte und uns auf der Straße mit drohend erhobenem Besen verfolgte.

Wir ließen es aber nicht bei einem Streich, nein, die Frau so weit zu nerven, dass sie ihr Haus verließ um uns zur Hölle zu wünschen, reizte uns immer wieder. „Klingelmännchen“ gab es fast täglich.

Bis ich eines Tages in meinem Heimathaus herunter gerufen wurde in die Küche. „Wir haben Besuch, wasch dich, kämm dich, sei freundlich und vergiss nicht, anständig zu grüßen!“

Mir blieb aber für einen Moment die Luft weg, als ich die Küche betrat. Oma und Mutti saßen da bei Kaffee und – Frau Küstermeier. Noch nie hatte ich sie so nah gesehen, ihre Falten, ihre weißen Haare, ihre Hände mit Altersflecken, ihre Augen, die sich mit Tränen füllten, als ich ihr stumm die Hand reichte.

Es fiel kein Wort. Wie lang ich vor ihr gestanden habe, weiß ich nicht mehr. Beschämt musste ich mich umdrehen und die Küche verlassen. Klingelmännchen bei Frau Küstermeier gab es nie mehr.

## Das Kläppchen

Das Spiel unter uns Nachbarkindern endete nicht immer friedlich. Oft kam es zum Streit wegen Kleinigkeiten, die aus der Sicht und Vernunft eines Erwachsenen unerklärlich waren. Doch die tiefe Ursache war die Überzeugung, dass die eigene Familie einschließlich aller Verwandter und die eigene Heimstatt die beste aller Familien und Behausungen auf der Welt waren, gegen Verunglimpfungen stets mit Körpereinsatz zu verteidigen. Wir waren kampfbereite Patrioten. Wehe dem, der uns daran erinnerte, dass sein Vater ein Auto und unserer nur ein Fahrrad hatte, dass er Nappos lutschen konnte und unsereins nur die von den britischen Besatzungssoldaten erbettelten Bonbons, dass er mit einer Modelleisenbahn spielen konnte und wir nur mit einer Fußbank, in Normalstellung als wildes Reitpferd, umgedreht ein Ozeandampfer. In der ersten Gefechtsphase warfen wir uns Schimpfwörter an den Kopf, die wir irgendwo aufgeschnappt hatten und als besonders beleidigend empfanden. Besonders beliebt waren Titulierungen, die den Gegner als Schwächling einstufte, „Schlappschwanz“, „Waschlappen“, was natürlich den so Angesprochenen erst recht reizte, mit dem ersten Faustschlag oder Fußtritt das Gegenteil zu beweisen.

So eine Beziehung, die immer wieder mal in Streit und Kampf endete, hatten wir mit Nachbarskind Bernd, Spitzname „Bennetz“. Bennetz, der sooft wir uns an einem der Kastanienbäume erleichterten, mich tiefsinnig ansah und kühn offenbarte: „Pissen steckt an – wer nicht pissen kann, ist kein Mann.“ „Dummkopf!“, meine Reaktion – und schon wurde ich angegriffen.

Wir hatten eine wirksame Methode, einen Zwist ohne Nachteil für uns, umso mehr zum Ärgernis von Bennetz, auf die Spitze zu treiben. In unserer Haustür war eine Fensterklappe, groß wie ein Briefbogen, für uns „das Kläppchen“. Klingelte es, wurden wir zur Sicherheit angewiesen: „Sieh zuerst durch's Kläppchen!“

Wenn nun der Streit mit Bennetz ausuferte, rannten wir heim, schon mit dem Hintergedanken, Bennetz zur Weißglut zu bringen, Bennetz uns auf den Fersen. Wir schlüpfen ins Haus, verschlossen geschwind die Tür, öffneten das Kläppchen und konnten aus sicherer Position die Zunge herausstrecken, Grimassen schneiden und die unflätigsten Ausdrücke durchs Kläppchen schicken, was Bennetz in der Erkenntnis, es uns nicht heimzahlen zu können, zu immer größeren Wutanfällen trieb. Gerade dies wiederum bereitete uns besonderes Vergnügen.

Man könnte doch annehmen, wir wären bei nächster Gelegenheit, sobald sich einer in den folgenden Tagen auf der Straße blicken ließ, von Bennetz verprügelt worden. Nein, Kinderseelen sind anders. Die Schmach am Kläppchen war vorbei und vergessen, und wir agierten wieder einträchtig zusammen, wenn es gegen einen neuen Gegner ging.

## Meine Bibel

Merkwürdig, wie manche Bilder in Erinnerung bleiben, länger als sieben Jahrzehnte. Damals hatten wir zum Religionsunterricht in der Friedrichschule in Lippstadt eine Bibel, wie vieles aus meiner Volksschulzeit nach einigen Umzügen längst verlorengegangen.

Ein Glück, dass ich heute im digitalen Netzwerk nach Verlorengegangenem suchen kann. Aber unter dem weit gefassten Stichwort Bibel gerate ich in eine Unmenge Angebote. Enger wird es mit der Jahreszahl 1947. Vermutlich habe ich in dieser Zeit begeistert die Zeichnungen in der Bibel bewundert. Auch bei diesem Schritt komme ich nicht viel weiter, stoße aber auf weitere Suchbegriffe wie "Schulbibel" und "Katholische Schulbibel". Meine Familie war katholisch und gehörte damals zu den guten Christen im Gegensatz zu den verdächtigen Außenseitern, den Protestanten. "Kauf nicht bei dem Bäcker, der ist evangelisch!"

Nun erfahre ich auch den Autor: Dr. Jakob Ecker. Und als i-Tüpfelchen kann ich auf einer vergrößerten Seite den Urheber der Zeichnungen ermitteln: "Buchschnuck von Philipp Schumacher".

Ein Knacks im Hirn, als ich auf einer anderen Seite ein Bild entdecke, das ich mir durch seine Dramatik besonders stark eingepägt habe. Goliath groß und muskulös mit Speer hinter einem Fels aufsteigend, vorn klein aber entschlossen David mit der Steinschleuder.

Sollte ich die Bibel für fünf Euro plus zweivierzig Versand kaufen? Mit starken Gebrauchsspuren? Mit verloren geglaubten Bildern meine Erinnerung auffrischen? Käme damit etwas Falsches in mein Bewusstsein? Zurzeit sind meine Erinnerungen echt und ursprünglich, mit dem Buch bekämen sie eine Krücke.

Die Versuchung ist zu groß, noch mehr Bilder wiederzusehen, ich bestelle.  
Ich werde nicht enttäuscht. Nach einigen Tagen liegt sie vor mir, mit Bleistift-  
Vermerken eines Vorbesitzers am Rand, die ich nicht wegradieren werde:  
„auswendig zum 16.6.1953“, - und mit Goliath und David.

## Vita

Geboren 1940 in Lippstadt, aufgewachsen im Ruhrpott, Realschule, Maschinenschlosser-Lehre, Maschinenbau-Ingenieurstudium, zunächst angestellter Konstrukteur

Heirat 1968, erste Wohnung in Aschaffenburg

Seit 1972 freiberuflicher Konstrukteur

1977 bis 1986 Tätigkeit im Forschungszentrum Karlsruhe

1987 Aufgabe der Berufstätigkeit. Bezug eines Reihenhauses in Obernburg

1993 Gründung einer Laienspiel-Gruppe. Schreiben von Theaterstücken, die beim *Theaterverlag Arno Boas* in Creglingen bestellt werden können

2006 bis 2011 Mitarbeit in der Theatergruppe des Hermann-Staudinger-Gymnasiums Erlenbach.

1994 Veröffentlichung der ersten Kurzgeschichte „*Theo*“ in einer Anthologie, weitere in Zeitschriften und anderen Sammlungen

Reise über anderthalb Jahre mit meiner Frau im Wohnmobil durch die USA, 1997, 2000 und 2006

1998 bis 2014 jedes Jahr eine Woche Bewachung von Brutten von Wanderfalken in einem gestellten Wohnwagen, dann von Großen Brachvögeln

Seit März 2008 Teilnahme an Volkshochschulkursen *Kreatives Schreiben*.

2008 Taschenbuch über die Alpenquerung allein und zu Fuß 2003 „*Über die Alpen und zu anderen fernen Zielen*“, mit Zeichnungen und Aquarellen

2009 bis 2013 Organisation einer Schreibwerkstatt in Obernburg.

Seit 2010 Webseite [www.hkayling.de](http://www.hkayling.de)

2010 Vier Kurzgeschichten in der Anthologie „*Vorne im Hinterland*“

2012 Umzug nach Aschaffenburg.

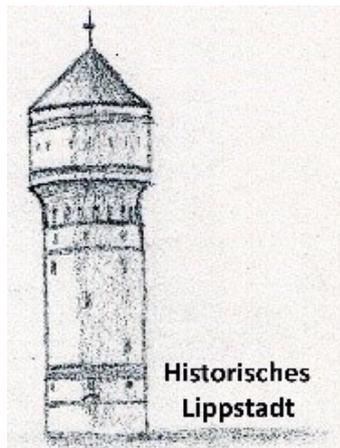
2013 Mitarbeit in Autorengruppe zum Kriminalroman „*Schnittstelle Damm*“

Seit 2013 Textbeiträge in der Zeitschrift „*Schlaue Graue*“ der Stadt Aschaffenburg.

Seit Mitte 2014 ehrenamtlicher Lektor beim Textportal Leselupe.

Weitere Steckenpferde: Naturschutz, Joggen, Zeichnen, Gitarrenspiel, Holzarbeiten, der liebste Aufenthalt in der selbstgebauten Wochenendhütte bei Aschaffenburg ohne Netzstrom und ohne Wasserleitung.





## Reihe Historisches Lippstadt

<b>Band 1:</b>	<b>Westfälische Metall-Industrie Katalog 1914 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-00-7</b>
<b>Band 2:</b>	<b>H. Rottjakob-Stöwer Die große Stadtzerstörung</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-01-4</b>
<b>Band 3:</b>	<b>H. Marke Rixbecker Dampfziegelei Pehle &amp; Cie</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-02-1</b>
<b>Band 4:</b>	<b>W. Leimeier Zufluchtsort Shanghai</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-03-8</b>
<b>Band 6:</b>	<b>Kalender für den Kreis Lippstadt 1921 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-05-2</b>
<b>Band 7:</b>	<b>Kalender für den Kreis Lippstadt 1922 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-06-9</b>
<b>Band 8:</b>	<b>W. Leimeier / V. Sturm Lippstadt Historische Lithografien</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-07-6</b>
<b>Band 9:</b>	<b>Adressbuch der Stadt Lippstadt 1906 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-08-3</b>
<b>Band 11:</b>	<b>N. Werner Die Lippe von der Quelle bis zur Mündung</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-10-6</b>
<b>Band 12:</b>	<b>Adressbuch der Stadt Lippstadt 1926 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-11-3</b>
<b>Band 14:</b>	<b>Adressbuch der Stadt Lippstadt 1941 (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-13-7</b>
<b>Band 15:</b>	<b>D. Herberhold Bischof Eduard Herberhold</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-14-4</b>
<b>Band 16:</b>	<b>E. Heyland Ulrich Modersohn Die Gedenktruhe</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-15-1</b>
<b>Band 18:</b>	<b>H. Niemöller Reformationsgeschichte von Lippstadt</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-17-5</b>
<b>Band 19:</b>	<b>H. Münz David ben Salomon Gans</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-18-2</b>
<b>Band 20:</b>	<b>J. Leimeier Wassergeschichte(n) der Stadt Lippstadt</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-19-9</b>
<b>Band 24:</b>	<b>D. Olmesdahl Die Westfälische Union in Lippstadt</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-23-6</b>
<b>Band 25:</b>	<b>H. Münz Das Hospitalstraße 46 Alphabet</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-24-3</b>
<b>Band 26:</b>	<b>A. Höke Lebenslauf der alten Lippestadt (Reprint)</b>	<b>ISBN: 978-3-949718-25-0</b>

Als Neuerscheinung im Mai 2022

# Lippstadt



## Historische Lithografien und Fotos

Text- und Bildbearbeitung durch Walter Leimeier und Volker Sturm

In diesem Buch wird Lippstadt in alten Postkarten und anderen Motiven auf 396 Seiten farbig vorgestellt. Eine Fundgrube für Jung und Alt, da zu den Abbildungen jeweils der historische Hintergrund aufgezeigt wird.